MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81415-4

COPYRIGHT STATEMENT

AUTHOR:

SCHNARRENBERGER, W.

TITLE:

DIE VOR- UND FRUHGESCHICHTLE...

PLACE:

BRUCHSAL

DATE:

1898

Master Negative #

93-81415-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Schnarrenberger, W
Die vor- und frühgeschichtle besiedelung des Kraichgaues ... Bruchsal, Weber, 1898.
39 p. plate, map. 25½ cm.

Beilage zum Jahresbericht des Grossh. Bad. gymnasiums zu Bruchsal.
1898: Programm nr. 633.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 13x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5/25/93 INITIALS BE
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

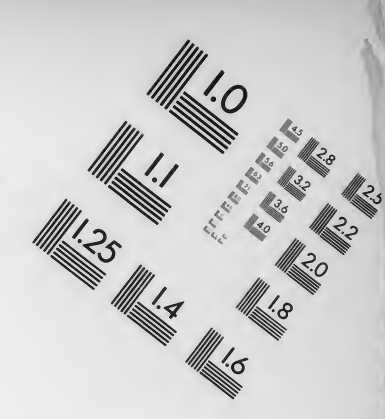


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



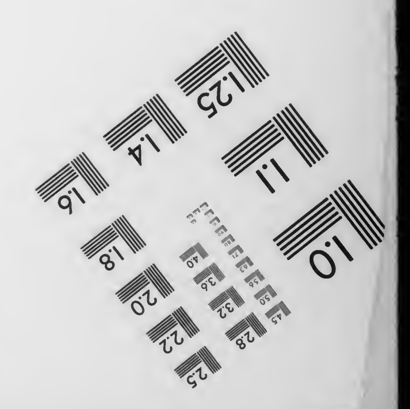
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaues

von

Prof. W. Schnarrenberger.

Beilage zum Jahresbericht des Grossh. Bad. Gymnasiums zu Bruchsal.

Bruchsal.
Druck von D. Weber.
1898.

1898: Programm Nr. 633.

Die Anregung zum Versuch, auf Grund der Ergebnisse der in der letzten Zeit eifrig betriebenen Durchforschung des Bodens ein Kulturbild der Gegend um Bruchsal vom ersten Auftreten des Menschen bis in die erste geschichtliche Zeit zu entwerfen, wurde mir durch Herrn Professor Dr. K. Schumacher in Karlsruhe, der auch den Fortgang der Arbeit zu verfolgen und zu fördern nicht ermüdete; ihm also wie besonders auch dem Gr. Konservator der Altertümer, Herrn Geh. Rath Dr. Wagner in Karlsruhe, der mir nicht nur in der entgegenkommendsten und dankenswertesten Weise die Sammlungen zugänglich machte, sondern auch seine Akten zur Verfügung stellte, fühle ich mich gedrungen, auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Der Titel der Arbeit ist teils zu eng, teils zu umfassend: es wird nicht das ganze Hügelland des Kraichgaues berücksichtigt, aber auch die vorliegende Rheinebene nicht ausgeschlossen, die Arbeit umfasst die Amtsbezirke Bruchsal, Wiesloch und zum grössten Teil Bretten sowie Teile der Bezirke Durlach und Karlsruhe. Die beigezogene Litteratur ist an der betr. Stelle angeführt, benutzt wurde ausserdem noch Hörnes Urgeschichte des Menschen. Die Anlage der Abhandlung machte es empfehlenswert, streng innerhalb der einzelnen Zeitperioden das ganze Gebiet zu behandeln, sodass öfters dieselben Oertlichkeiten genannt werden mussten.

Wenn es ihr gelingt, das Interesse für die früheste Geschichte ihres Bodens bei manchen Bewohnern zu erwecken und zu steigern, so hat die Arbeit ihren Zweck nicht verfehlt.

I. Bildung und Stromverhältnisse des Rheinthals.

Da die Bodengestaltung für die Besiedelung eines Landes in allererster Linie massgebend ist, so erscheint es angebracht, bevor wir zur eigentlichen Aufgabe übergehen, in Kürze einen Ueberblick über die Bildung und Stromverhältnisse der oberrheinischen Tiefebene zu geben, hauptsächlich im Anschluss an den Vortrag des besten Kenners unseres Rheines, des Oberbaudirektors Honsell in Karlsruhe (Honsell: Der natürl. Strombau des deutsch. Oberrheins). Die oberrheinische Tiefebene entstand durch eine Senkung zwischen Schwarzwald und Odenwald einerseits und Vogesen und Hardtgebirg andererseits. Mit Beginn der Diluvialperiode, die der gegenwärtigen Erdperiode vorangeht, brach der Rhein, der vorher durch die Pforte bei Belfort geflossen war, in diese Senkung ein und bildete ein ausgedehntes Binnenmeer, dessen Wasser dann durch Erosion oder Spaltenbildung durch das rheinische Schiefergebirg seinen Abfluss nahm. Die Lössablagerungen, die bis zu einer Höhe von 100 m über dem heutigen Thalboden

am Rand der Ebene sich finden, sind kein Produkt des Wassers, sondern des Windes. Der Löss ist ein Ergebnis des Steppenzustandes, in den das Land nach dem Rückgang der Gletschermassen der Eiszeit geriet, der selbst zumteil Folge der Entwaldung weiter Ebenen durch die Eismassen der Gletscher war. Nach dem Durchbruch des rheinischen Schiefergebirgs lässt Honsell durch die von Norden nach Süden vorrückende Abschwemmung der leichten Sinkstoffe und dann wieder durch Erhöhung des Seebodens durch die von Süden nach Norden vordringende Verschüttung die Neigung der Ebene nach der Längsachse des Thales entstehen, die für die Bildung des Stromlaufs erste Bedingung war.

Ueber die ursprüngliche Gestaltung des Rheinlaufes war lange die Ansicht des Oberst Tulla, des Schöpfers unserer Rheinkorrektion, massgebend. Er nahm an, dass der Rhein oberhalb des Kaiserstuhls in 3 Arme sich geteilt habe, den gallischen Rhein im Gebiet der Ill, den grossen Rhein, im wesentlichen mit dem heutigen Strome zusammenfallend, und den germanischen Rhein, der als schiffbarer Strom den Vorhügeln des Schwarzwaldes und des Kraichgauer Hügellandes entlang geflossen und die dortigen Bäche, vielleicht sogar den Neckar, aufgenommen habe. Seine beiden Ufer, besonders aber das rechte, seien bewohnt gewesen. Später habe eine Erdsenkung in der Gegend des Kaiserstuhles den Wasserzufluss aus dem Mittel- zum Ostrhein beseitigt. Die Schwarzwaldbäche hätten das breite Bett nicht mehr zu füllen vermocht, Sümpfe hätten sich gebildet, und deshalb habe man teilweise schon zu Römerzeiten, besonders aber zur Zeit der Karolinger diese Wasser durch Abzugsgräben künstlich nach dem Rheine geleitet.

Dieser Hypothese Tullas traten auch Mone in seiner Urgeschichte des bad. Landes, sowie Näher (Das römische Strassennetz in den Zehntlanden u. s.) bei, der den Durchbruch des Ostrheines durch das Hochgestade des Hauptrheins im Lauf des Kraichbaches bei Hockenheim noch erhalten sieht. Es widersprach aber unter andern schon v. Becker (Geschichte d. bad. Landes zur Zeit d. Römer) damit, dass kein röm. Schriftsteller einen West- oder Ostrhein erwähne, der aber zugleich die unrichtige Behauptung aufstellt, es scheine zur Römerzeit das ganze Rheinthal, Schwarzwald und Odenwald unbewohnt gewesen zu sein. Auch Honsell ist der Ansicht, dass längs des rechten Randgebirges kein schiffbarer Fluss gewesen sei; jedenfalls war dort ein namhaftes Gewässer, das aber kein Rheinarm gewesen sein muss. Für die Gebirgswasser fehlte es an Querneigungen zum Abfluss nach dem Strom in der Mitte des Thales; die Wasser flossen, der Neigung des Hauptthales folgend, nach Norden, und da durch die Schuttablagerungen an den Mündungen der Seitenthäler vielfach der Abfluss gehemmt wurde, entstanden Seen und Sümpfe, die durch künstliche Land- und Giessgräben allmählich beseitigt wurden, so dass nun Wiesen und nasse Waldungen statt der Sümpfe die Bahn des ehemaligen sog. Ostrheines bezeichnen. Dieses Gewässer vereinigte sich bei Hockenheim mit dem Rhein, denn der Neckar hatte bis zum Rhein selbst seinen Schuttkegel vorgestreckt. Einen ähnlichen Verlauf mögen die Wasser des Odenwalds längs der Bergstrasse genommen und, bei Ueberschwemmungen durch Neckarwasser verstärkt, den Anlass zur Sage vom Neckarlauf längs des Odenwaldes zur Mainmündung gegeben haben. Auch der hochangeschwollene Rhein kann hie und da seine Wassermasse über das ganze Rheinthal ergossen haben, und in diesem Sinne entbehrt die Hypothese vom Ostrhein nicht jeder Grundlage.

II. Ältere Steinzeit.

Bis in die Zeit, da sich das Rheinthal bildete, die Diluvial- und Quartärzeit, lässt sich an manchen Punkten Europas die Existenz des Menschen nachweisen. Das Diluvium ist charakterisiert durch eine Folge sog. Eiszeiten, die ältere Eiszeit, in der die Gletscher Skandinaviens die norddeutsche Tiefebene überdeckt hatten und die Alpengletscher bis zur oberen Donau sich erstreckten, und die jüngere Eiszeit, die nach einer wärmeren Zwischenperiode ihre Gletscher wieder verschob, allerdings ohne die Ausdehnung der älteren Periode ganz zu erreichen. In die zwischen den beiden Eiszeiten liegende sog. Interglacialperiode setzt man gewöhnlich das erste Auftreten der Menschen in Europa, im älteren Diluvium hat man seine Spuren noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Er erscheint hier als der Genosse einer arktischen Fauna, vor allem als der Genosse des Rentiers. Die Zeit des diluvialen Menschen wird nach der unvollkommenen Form und Bearbeitung der Steingeräte, auf die der Mensch neben Holz, Horn und Knochen angewiesen ist, die ältere Steinzeit oder Paläolithische Periode genannt. Aus Stein, besonders Feuerstein, verschaffte er sich durch Schlagen, nicht durch Reiben und Glätten, die nötigsten Werkzeuge und Waffen. Er war ausschliesslich Jäger und Fischer, unbekannt mit Ackerbau und Viehzucht kannte er doch den Gebrauch des Feuers, seine Wohnung waren Höhlen und überhängende Felsen, mit seinen primitiven Waffen bekämpfte er den Höhlenbären und den Urochsen und jagte das weitverbreitete Rentier. In diese Zeit versetzen uns die berühmten Funde vom Kesslerloch in Thayingen, dicht an der bad. Grenze bei Schaffhausen, beim Bau der Eisenbahn nach Konstanz gefunden und nun eine Zierde des dortigen Rosgartenmuseums.

Einer späteren Periode der älteren Steinzeit gehören die Funde von Munzingen am Tuniberg bei Freiburg an: Messer und Pfriemen aus geschlagenem Jaspis und Feuerstein, der beim Zerschlagen von selbst in messerartige Stücke mit scharfen Kanten zerspringt und durch Hämmern leicht die gewünschte Form erhält, Werkzeuggriffe aus Rentierknochen und -geweihen und rohe Thonscherben. Es stellt somit Munzingen den Uebergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit dar, falls jene Scherben nicht erst in späterer Zeit in jene ältere Schicht gerieten. Das Rentier und die nur durch Schlagen geformten Steinwerkzeuge verweisen in die palaeolithische, das Auftreten von Topfscherben schon in die neolithische Periode, wo man den Steinwerkzeugen durch Schleifen und Polieren die gewünschte Form zu geben verstand, und wo die Erde wesentlich die jetzige Gestalt hatte, Flora und Fauna nicht sehr von der heutigen sich unterschied. Im Kraichgau ist bis jetzt aus dieser Periode nichts gefunden.

III. Jüngere Steinzeit.

Die älteste bis jetzt in unserer Gegend nachgewiesene Ansiedlung gehört noch ganz der jüngeren Steinzeit an; sie befand sich auf der breiten Kuppe des Michaelsberg bei Untergrombach, unmittelbar hinter der Wallfahrtskapelle, und wurde im Herbst 1888 u. 89 durch Schumacher und im Frühjahr 1896 u. 97 durch den Ingenieur A. Bonnet in Karlsruhe untersucht. Vergl. Schumacher: Der Karlsruher Altertumsverein I. Heft pag. 38 f. und Stand und Aufgaben d. praehistor. Forschung. Heidelberger Jahrbücher 1892 Heft 1. Einen ausführlicheren Bericht über seine Nachgrabungen auf dem Michaelsberg wird Herr Bonnet im nächsten Heft des Karlsruher Altertumsvereins bringen.

Der Berg musste zu einer Niederlassung besonders anlocken; als höchste Erhebung in unserer Gegend schiebt er sich in die Rheinebene vor, nach Norden, Westen und Süden steil abfallend und gegen Osten allmählich in die Hügellandschaft übergehend, liess er sich leicht gegen etwaige Feinde verteidigen und bot mit seiner flachen Kuppe nicht nur genügend Raum für eine grössere Ansiedlung, sondern in nächster Nähe auch das nötige Ackerfeld und im Thälchen von Grombach wohlbewässerte Wiesen; endlich fehlte auch frisches Trinkwasser nicht, es befand sich oben eine jetzt eingegangene Quelle hinter der Wallfahrtskapelle; das Gewann führt jetzt noch den Namen „Heiligenbrunnen." Und thatsächlich stellte es sich bei der Untersuchung heraus, dass man es hier nicht mit einer Einzelsiedelung, sondern mit einer förmlichen Dorfanlage zu thun hatte mit zahlreichen Wohnstellen und Gräbern, deren schon über 70 festgestellt sind. Das ganze Dorf war verteidigt durch einen ringsumlaufenden Graben von ca. 5 m Breite und 1,5 m Tiefe und vermutlich einen Erdwall. Der Graben, der jetzt durch die Kultur eingeebnet ist, wurde nach der Südostseite des Berges auf eine Strecke von 200 m verfolgt; an oder neben der Stelle, wo jetzt von Osten her der Weg hindurchführt, befand sich auch damals schon ein Eingang. Innerhalb dieser Umwallung nun entdeckte man in unregelmässiger Anlage zahlreiche Wohngruben und -stellen, runde 1—2 m breite und 0,50—1,50 m tiefe Gruben, die sich durch die dunkle und fette Erde, von der sie ausgefüllt waren, scharf von dem hellen Löss abhoben. Diese Gruben sind teilweise Gräber, man fand 4—5 Skelette, aber zum teil sicher Hüttenböden mit fest gestampftem Boden und Feuerstellen, die teilweise noch die Steinherdchen aufweisen; ausserdem fanden sich in diesen Gruben zahlreiche Thongefässe und Scherben, Stein- und Beingeräte, Asche und Brandschutt.

Dass man es hier mit Wohnungen zu thun hat, ist sicher, dagegen noch bestritten, wie die Wohnungen gestaltet waren. So behauptet man einerseits (Vgl. Florschütz, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1896 Nr. 12), die eigentlichen Wohnungen seien auf einem Pfahlrost über den Gruben errichtet gewesen, entsprechend den italienischen Terremaren, d. h. wallumschlossenen Pfahldörfern auf trockenem Lande, die nicht nur in der Poebene, sondern auch in Ländern östlich von Italien nachgewiesen sind, der ersten Bronzezeit angehören und nach H e l b i g die Einwanderung der eigentlichen Italiker bezeichnen. In den Gruben unter dem Pfahlrost hätten sich nur die Abfälle gesammelt. Andererseits macht man (Vergl. Schumacher: Prähist. Wohnreste in Südwestdeutschland, Globus 1897 Nr. 10) mit Recht geltend, dass die „gelegentlich noch erhaltenen Herdchen, die bisweilen in weiterem Umkreis erstellten Randsetzungen, schliesslich der Umstand, dass in ihnen auch Bestattungen zum Vorschein gekommen sind", den Beweis liefern, dass jene Gruben die Böden und Feuerstellen von Hütten selbst sind. Ueber diesen Gruben erhob sich der hüttenartige runde Oberbau, natürlich von grösserem Durchmesser als die Gruben. Die zahlreich gefundenen Stücke des mit Spreu vermengten Hüttenbewurfs mit deutlichen Rutenabdrücken beweisen, dass der Oberbau aus Reisig und Flechtwerk bestand, das mit Lehm verkleidet war. Das Dach, aus Schilf und Stroh bestehend, lief wohl kegelförmig zu. Wohnhütten und Gräber sind örtlich nicht geschieden, sondern liegen unregelmässig durcheinander.

Die Bewohner dieser Hütten waren keine Wilden mehr, sie betrieben schon den Ackerbau und nährten sich hauptsächlich von den Erzeugnissen des Bodens und von Viehzucht; dass sie friedliche Bauern waren, bezeugt noch der Umstand, dass sich unter den Fundresten eigentliche Waffen fast nicht vorgefunden haben; freilich sind auf dieser Kulturstufe Waffen und Werkzeuge meist noch nicht der Form nach verschieden. Die Knochenüberreste stammen zum weitaus grössten Teile vom Rind, ausserdem vom Schwein, Schaf und der Ziege; dazu kommen noch Geweihstücke und Knochen vom Hirsch und Zähne des Ebers.

Pflanzliche Reste haben sich nicht erhalten; da aber die später zu behandelnden Thongefässe und Horngeräte völlig denen aus den Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit im Bodensee entsprechen, so dürfen wir hier auch die gleiche Kulturentwicklung voraussetzen und annehmen, dass hier wie dort vor allem der Anbau von Gerste und Weizen gepflegt wurde; ausser dem Getreide dienten Holzäpfel, Haselnüsse, Schlehen, Himbeeren, Brombeeren u. a. neben dem Fleisch der geschlachteten und auf der Jagd erlegten Tiere zur Nahrung. Die Unvollkommenheit des Feldbaues zeigt ein Blick auf die Gerätschaften, die wir als Werkzeuge zur Bodenbestellung zu betrachten haben, z. B. eine Hirschgeweihstange, die aller Sprossen bis auf eine beraubt ist und so, ähnlich wie ein hakenförmig gekrümmter Stock, flache Furchen zu ziehen gestattet; im ganzen wird der Feldbau mühsamer Hackbetrieb gewesen sein, die Hacke bestand aus einem an hölzernem Stiel befestigten Steinbeil oder Hirschgeweihstück. Auch Flachs wurde gebaut; er lieferte neben den Tierfellen und der Wolle die nötigen Kleidungsstücke, Faden, Stricke und Gewebe. Dass die Kunst des Spinnens und Webens damals gekannt und geübt war, beweisen die zahlreichen Spinnwirtel und Webstuhlgewichte aus Thon, die in keinem neusteinzeitlichen Seedorf fehlen, die aber allerdings bis jetzt auf dem Michaelsberg noch nicht nachgewiesen sind, wenn man nicht dafür einen durchbohrten Thoncylinder ansehen will, den B o n n e t gefunden.

Das Korn zerrieb und zermalmte man auf einem breiteren ovalen Stein als Unterlage mit einem als Fausthammer gebrauchten, harten rundlichen Stein, dem sog. Kornquetscher, wie sie sich in manchen Hütten noch vorgefunden haben; das war die älteste Handmühle, die wohl von den Frauen in Bewegung gesetzt wurde. Den aus dem Mehl angemachten Kuchenteig backte man auf heissen Steinen zu Brot; auf eben solchen Steinen briet man das Fleisch. Einige Thonplatten mit zierlichen Fingereindrücken am Rande, unsern Tortenplatten nicht unähnlich, die wohl diesem Zwecke dienten, bewahrt die Altertumssammlung in Karlsruhe auf.

Die mannigfaltigen Gerätschaften und Werkzeuge zu den Verrichtungen des täglichen Lebens und zum Anbau des Bodens, sowie die Waffen zur Bekämpfung wilder Tiere und feindseliger Menschen bereiteten sich die Menschen jener Zeitepoche, die die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle noch nicht kannten, aus Stein, Horn, Holz und Knochen. In erster Reihe sind hier Werkzeuge aus dem zurechtgeschlagenen, geglätteten und polierten Stein zu nennen, nach dem die ganze grosse Kulturperiode benannt ist. Aber während man aus den Pfahlbaustationen der Steinzeit im Bodensee solche Werkzeuge zu vielen Tausenden herausgezogen hat, darunter äusserst zahlreich auch die das Ende der Periode bezeichnenden, mit ausserordentlichem Geschick gearbeiteten, feinpolierten und durchbohrten Beilhämmer, sind auf dem Michaelsberg die Steinwerkzeuge nur sehr spärlich an Zahl und kunstlos in der Technik. Was eben einmal in den See gefallen war, konnte nicht leicht aufgehoben werden und blieb so der Nachwelt erhalten, auf dem festen Lande dagegen gingen Werkzeuge nicht so häufig unwiederbringlich verloren. Es befinden sich daher in Karlsruhe nur eine geringe Anzahl mittelgrosse Steinbeile, davon einige so dick, dass sie wohl nur als Hammer gedient haben können; 2 Pfeilspitzen aus schwarzgrauem Feuerstein liefern den Beweis, dass der Mann auf der Jagd und im Kampfe sich

des Bogens zu bedienen verstand. Dazu kommen noch eine schöngearbeitete Säge aus rötlichem Feuerstein, 2 Feuersteinschaber, der schon erwähnte Kornquetscher und ein Schleifstein zum Zurichten der Stein- und Knochenwerkzeuge.

Die Steinbeile wurden entweder ohne alle Fassung als Fausthammer zum Schlagen gebraucht, oder sie wurden mittels oder auch ohne Hirschhornfassung in eine Holzkeule (Fig. 8) oder in ein Kniestück aus Holz eingeklemmt und durch Schnur und Erdpech befestigt. Dass von solchen Schaftungen, die im Bodensee so zahlreich und mannigfaltig gefunden wurden, auf unserer Ansiedlung nichts zum Vorschein kam, erklärt sich aus dem Umstand, dass das Wasser für Holz und Gewebe, besonders wenn diese Gegenstände verkohlt sind, ein konservierendes Element ist. Das Auftreten des Feuersteins in unserer Gegend deutet auf Handelsverbindungen, vielleicht mit Frankreich.

Aus den Knochen und Geweihen vom Reh und Hirsch, der in jener Zeit ausserordentlich zahlreich die Wälder bewohnt haben muss, verfertigte man sich Pfriemen, Meissel, Nadeln, Hämmer (Fig. 6), Hacken zu der mühsamen Feldbestellung, man höhlte Geweihstücke zu löffelartigen Gartenwerkzeugen aus. Aehnlich wurden die Knochen des Rindes verwendet; durchbohrt dienten die starken Fussknochen des Stieres als Hämmer (Fig. 10) oder als Gartenhacke.

Die Durchbohrung der Knochen wie auch der Steinwerkzeuge, von welch letzteren wohl nur durch Zufall auf dem Michaelsberg kein Beispiel sich findet, geschah mittels eines hohlen Cylinders aus Horn, Holz oder Knochen, der durch die Sehne eines Bogens in Bewegung gesetzt wurde, und feinen feuchten Quarzsandes, der während der Arbeit beständig zwischen den rotierenden Bohrer und das Bohrloch gestreut wurde.

Dem Zier- und Schmuckbedürfnis der steinzeitlichen Menschen dienten neben dem Tätowieren, durchbohrte Tierzähne, Steinchen, Muscheln, Knochennadeln u. a. Als Haustiere sind durch Knochenreste Rind, Schwein, Schaf und Ziege nachgewiesen, der Hund wird schwerlich gefehlt haben; dass aber auch die Fauna seit jener Zeit sich einigermassen geändert hat, beweisen die gewaltigen Hörner des Urochsen und eine Anzahl von Muschelschalen, Unio sinuatus, die damals noch im Rhein lebte, nun aber verschwunden ist.

Die zahlreichsten und wichtigsten, weil sicher lokalen Ursprungs und nicht etwa durch Handelsverbindungen bezogenen Fundgegenstände aber sind die Thongefässe und die Reste von solchen. Wohl 60 wohlerhaltene oder wiederhergestellte Gefässe und sehr zahlreiche Thonscherben vom Michaelsberg besitzt die Gr. Altertumssammlung in Karlsruhe; an Grösse, Gestalt, Feinheit des Materials und Verzierung sehr verschieden haben sie doch alle Analogieen mit den Bodenseepfahlbauten der Steinzeit und beweisen somit, dass dieselbe Bevölkerung und dieselbe Kultur auch in den Landansiedlungen verbreitet war.

Man nimmt an, dass alle vorrömischen Thongefässe einheimischer Fabrikation in unserem Lande ohne Hilfe der Töpferscheibe hergestellt sind; bei denen der Stein- und Bronzezeit ist es ohne allen Zweifel der Fall. Als Material diente schlechtgereinigter Thon, der besonders bei den grösseren Gefässen um der Festigkeit und Haltbarkeit willen mit kleinen Quarzstücken vermengt ist. Hergestellt wurden sie wahrscheinlich von Frauen, nach den kleinen Fingereindrücken zu schliessen, entweder um einen festen Kern, wie solche im Bodensee gefunden wurden, oder auch aus freier Hand, die grösseren auch, indem man die wurstförmigen Thonwülste aufeinander setzte und mit den Händen zusammenstrich. Die so hergestellten Töpfe wurden dann am

offenen Feuer, die feineren und besseren auch im geschlossenen Ofen gebrannt; die grossen Urnen sind meist sehr schlecht gebrannt und zerbröckeln und zerfallen im Wasser, sie dienten wohl nur als Vorratsgefässe. Glasur kannte man natürlich nicht. Die Färbung ist dunkelgrau bis rötlich. Die Grösse richtet sich nach dem Zweck und wechselt somit wie auch die Gestalt sehr. Die wenigsten der grossen Vorratsgefässe haben den uns unentbehrlich scheinenden flachen Standboden; die meisten der grossen, aber auch zahlreiche kleinere Gefässe sind glocken- und eiförmig gestaltet und haben dabei noch die Eigentümlichkeit, dass sie unten abgerundet sind und sogar in eine kurze Spitze zulaufen; sie mussten demnach in eine Bodenvertiefung eingelassen oder in einen sog. Kochring gestellt werden, wie sie in den Pfahlbauten der westschweizerischen Seen nicht gerade selten, im Bodensee nur in einzelnen Spuren nachgewiesen sind, auf dem Michaelsberg aber bis jetzt vollständig fehlen. Dass sie aber hier auch nicht unbekannt waren, beweist die um den runden Boden eines Gefässes angebrachte Verzierung, die aus kleinen Buckeln besteht, und, weil an der Stelle des Kochrings befindlich, den Eindruck eines solchen hervorzurufen geeignet ist. Uebrigens brauchten es nicht notwendig Thonringe zu sein, mittelst deren man solche Töpfe auf den Tisch stellte, ein Körbchen aus Binsengeflecht konnte den gleichen Dienst thun; manche dieser Gefässe konnten auch, wie wir sehen werden, an Schnüren aufgehängt werden.

Die Form der grossen Gefässe ist meist recht gefällig und lässt auf Geschmack und technisches Geschick der Verfertiger schliessen; manche sind ohne Hals und Rand, eine Urne mit verhältnismässig kleiner Oeffnung zeigt nahezu vollkommene Kugelgestalt, wieder andere haben einen scharf sich abhebenden, nach aussen strebenden Rand (Fig. 1). Kein Henkel erleichtert das Tragen dieser gewichtigen Behälter; bei einigen aber gewahrt man nahe dem Halse eine umlaufende Reihe starker horizontal durchbohrter Buckeln, durch die eine Schnur zum Tragen oder Aufhängen gezogen werden konnte. Verzierungen haben die grösseren Gefässe nur ganz vereinzelt aufzuweisen, und diese seltenen sind äusserst primitiv; sie bestehen lediglich aus Eindrücken des Fingernagels und des Fingers um den oberen Rand herum (Fig. 3). Aus der Kleinheit dieser Fingereindrücke hat man den Schluss gezogen, dass die Herstellung der Gefässe wie überhaupt die meiste Arbeit in jenen Zeiten den Frauen oblag.

Mit vielen dieser grossen Vorratsurnen sind der Form nach nahe verwandt die sogenannten geschweiften Becher, die sich als ein Produkt der zu Ende gehenden neolithischen Periode in einem grossen Teil von Mitteleuropa vorfinden und die, wie in einzelnen Pfahlbaudörfern des Bodensees, so auch in den Wohnungen und Grabstätten des Michaelsberges in ganz entsprechender Gestalt zahlreich auftreten (Fig. 2). Der Boden des geschweiften Bechers ist meist rund, selten zu abgestumpfter Spitze zulaufend; vom Boden an erweitert er sich zunächst, zieht sich bald wieder ein wenig zusammen, um sich schliesslich zu weitem Rand auszuschweifen; die Höhe beträgt 10—25 cm, Verzierungen sind sehr selten, nur ein Becher zeigt auf der unteren Ausbauchung eine Schnur von Buckeln; weitere Verzierungen habe ich nicht wahrgenommen, was wiederum ganz den Verhältnissen am Bodensee entspricht.

Weniger einheitlich gestaltet sind die Kannen und Krüge, die teils einen, wenn auch nur kleinen, flachen Standboden besitzen, teils aber, wie die meisten grösseren Produkte der Keramik, unten abgerundet sind, aber doch so flach, dass sie aufrecht stehen können. Dass die Töpfer des Michaelsberges den Vorteil des Henkels an der Kanne kannten und würdigten, zeigen

6 solcher Krüge, bei denen ein Henkel nur wenig unter dem Halse ansetzt und sich mit dem oberen Rand des Gefässes vereinigt (Fig. 7). Die Krüge sind grauschwarz, gut geformt und unterscheiden sich nicht von den entsprechenden Erzeugnissen der Bodenseegegend. Ein einziger Krug hat Verzierungen aufzuweisen: Bänder von je 2 tief eingeritzten Linien, deren Abstand von einander durch kurze Querlinien ausgefüllt ist, laufen vom Hals bis über die Mitte des Gefässes abwärts; das nämliche Ornament, die tiefen Striche mit weisser Kalkmasse ausgefüllt, findet sich auf mehreren Gefässen des Pfahlbaues Schussenried in Württemberg.

Zum Gebrauch bei der Mahlzeit fertigten sich die Leute vom Michaelsberg tiefe und flache Schüsseln und Teller, die, ziemlich dünnwandig, gut geformt und roh gebrannt, zu den besten Erzeugnissen ihrer Töpferkunst gehören; einige dieser Schüsseln zeigen an dem deutlich von der Rundung sich abhebenden aufrecht stehenden obersten Teile als Verzierung Reihen von Eindrücken, die durch ein Stäbchen erzielt sind (Fig. 4): vertikal durchbohrte Buckeln ermöglichen bei einigen Schalen das Aufhängen mittels einer durchgezogenen Schnur.

Auch kleinere Erzeugnisse dieses Handwerks haben sich erhalten. Als solche wären zu nennen 2 thönerne Wasserschäpfchen (Fig. 11), einige henkellose Tassen, eine Tasse mit 4 schmalen, horizontal durchbohrten Buckeln, ein kleines birnförmiges Krüglein, eine Anzahl ganz kleiner Näpfchen und Scherben, die man als Salbentöpfchen oder auch als Lampen ansehen könnte, wenn es nicht viel wahrscheinlicher wäre, dass Kienspäne die notwenige Beleuchtung schafften, 2 kleine Thonlöffel endlich belehren uns, dass Suppe und Brei schon zu den Küchenrezepten der steinzeitlichen Menschen gehörten. Einige vereinzelte Scherben beweisen, dass auch kompliciertere geometrische Ornamente nicht unbekannt waren: schachbrettartig angeordnete, mit Längs- und Querstrichen ausgefüllte Vierecke, ein Kranz von Dreiecken, die mit parallelen Strichen ausgefüllt sind, sowie das in der Steinzeit sonst so häufige „Fischgrätenornament" entsprechen dem Bedürfnis nach Schmuck. Die tief eingeritzten Striche sind mit einer weissen, kalkartigen Masse ausgefüllt, die sich gefällig von dem dunkeln Thon abhebt.

Das ist etwa ein Bild des Lebens- und Kulturzustandes jener Zeit, wie es die spärlichen Fundreste zu gestalten erlauben. Gar keine Schlüsse auf die religiösen Vorstellungen jener Menschen lassen die Funde zu, dass aber nie und nirgends Naturmenschen ohne alle religiösen Vorstellungen gelebt haben, ist an sich wahrscheinlich und wird durch die Völkerkunde bestätigt. Für die neolithische Zeit, für welche bei uns anscheinend unter den Fundstücke alle derartige Symbole fehlen, ist die Art der Totenbestattung der Beweis einer Art von Unsterblichkeitsglauben jener Menschen. In dem Totenkult, in der Art der Bestattung dürfen wir die stärksten Aeusserungen des religiösen Gefühles erblicken, die Beigaben, die den Toten ins Grab gelegt wurden und die vor allem unsere Museen füllen, liefern den Beweis, dass man sich das Leben im Jenseits ganz wie das irdische vorstellte. Darum gab man (vergl. Schumacher, Globus 1897 Nr. 10 und Heierli Globus Band 72 Nr. 16, die ältesten Gräber in der Schweiz) der Behausung der Toten gern die Gestalt der Wohnungen der Lebenden; in vollständiger Kleidung, mit seinem ganzen Schmuck, oft auch seinen Waffen ausgerüstet trat der Verstorbene die Reise ins Totenreich an, Gefässe mit Speise und Trank stellte man ihm ins Grab. In der Steinzeit wurden die Toten fast ausschliesslich bestattet, erst am Ende der Steinzeit tritt vereinzelt der Leichenbrand auf, der in der folgenden Periode in immer mehr überwiegender Weise neben der Bestattung einhergeht. Auffallend ist die hockende Stellung der Toten in den Grabhügeln der

Steinzeit, die dem Verstorbenen vor Eintritt der Leichenstarre gegeben sein muss. Herodot IV 190 berichtet von den Nasamonen im nördlichen Afrika, dass sie die Toten sitzend begraben, indem sie darauf achten, wenn er sein Leben aushaucht, ihn zu setzen, damit er nicht liegend stirbt. In Babylons Ruinen wurden Thonsarkophage gefunden, 50 cm hoch, 40 breit, 36 lang, in denen eine andere als hockende Lage nicht möglich war, und entsprechende Bräuche herrschen heute noch bei einzelnen Völkern. Aehnlich waren die Verhältnisse wohl auch auf dem Michaelsberg, in einem Grab fand man ein von einem verhärteten Aschenmantel umgebenes und deshalb wohl erhaltenes Skelett mit aufgezogenen, weit auseinander gespreizten Beinen, eine Lage, die wohl durch den beschränkten Raum veranlasst ist.

Die Bestattung scheint in der Wohnhütte selbst unter dem Herd stattgefunden zu haben; nach einiger Zeit nahm man den Toten heraus und setzte ihn ausserhalb der Hütte bei, indem man ihn und seine Beigaben rundum mit einem Aschenmantel umgab, der feucht um die Grabwandung umgelegt und so hart wurde, dass der Tote und seine Beigaben wie in einer Kugel geborgen ist. Die Bestattung erfolgte im Boden, es mag über ihm ein Grabhügel errichtet worden sein, der jedoch nicht gross gewesen sein konnte, da er durch die Bodenkultur ganz verschwunden ist.

Die Periode der jüngeren Steinzeit, der das Dorf auf dem Michaelsberg sicher ganz angehörte, da auch noch nicht die leiseste Spur von Metall gefunden wurde, dauerte ohne Zweifel viele Jahrhunderte lang und wird in der Regel bei uns vorwiegend in die erste Hälfte des 2. Jahrtausend vor Christus gesetzt; eine genaue Zeitansetzung ist begreiflicherweise nicht möglich. Durch Brand, wie die meisten Pfahlbaudörfer dieser Periode, wurde das Dorf nicht zerstört, es wurde wohl aufgegeben, bevor die kommende Metallzeit in ihren ersten Ausstrahlungen unser Gebiet erreichte.

Die Ansiedlung auf dem Michaelsberg kann kaum vereinzelt gewesen sein, einzelne Funde machen es vielmehr wahrscheinlich, dass auf zahlreichen steilen Bergkuppen längs des Rheinthales unter entsprechenden Vorbedingungen derartige Niederlassungen bestanden haben, wenn sie auch in den meisten Fällen durch die Bodenkultur von Jahrhunderten völlig verschwunden sind.

So entdeckte Herr Bonnet im Mai 1896 in der Nähe dieses steinzeitlichen Dorfes auf dem Michaelsberg eine weitere Anlage derselben Epoche da, wo der vom Michaelsberg nach Obergrombach führende Weg unterhalb des Kreuzes als Hohlweg in den Löss einschneidet. Herr Bonnet fand dort Kesselgruben mit fetter schwarzer Erde, Scherben, Sandsteinstücke und ein Feuersteinmesser.

Dicht bei Bruchsal entdeckte kürzlich Herr Grundel in seinem Steinbruch am Auberg hinter der Reserve einen mit dunkler Erde, verbrannten Knochen und angebrannten Steinen ausgefüllten Graben von allerdings auffallend geringen Dimensionen, nämlich 1 m breit und 20 cm tief, wohl 1 m unter der jetzigen Oberfläche, der sich ziemlich weit zu erstrecken scheint. Schon früher hatte Herr Grundel in der Richtung dieses Grabens ansehnliche Massen von Knochen gefunden, in neuester Zeit 3 sicher prähistorische Thonscherben, die in den Besitz des Herrn Kreissekretärs Mayer in Offenburg übergegangen sind, der im Laufe dieses Sommers die Stelle näher zu untersuchen beabsichtigt. Bevor das geschehen ist, lässt sich ein Urteil über die Funde nicht abgeben.

Im alten Schloss, der jetzigen Weiberstrafanstalt, in Bruchsal stiess man 1886 bei Grabungen im Kellerraum auf Knochen mit Spuren menschlicher Bearbeitung, die möglicherweise derselben Periode angehören und durch Herrn Direktor Löhlein der Karlsruher Sammlung übergeben wurden. Es waren Knochen vom Schwein und Hirsch, Rippenknochen und der Schädel eines kurzhörnigen Rindes, grosse Röhrenknochen vom Rind, von denen einer gespalten und (zu einem sog. Schlittschuh?) geglättet war.

Auf dem Hohberg bei Jöhlingen entdeckte 1897 Herr Bonnet eine prähistorische Grab- oder Wohnstätte, in welcher er ein Anzahl hellgrauer Thonscherben fand, die mit Strichen, Kerbreihen und Bändern aus Punkten bestehend verziert waren, auserdem kleine Henkel zum Durchziehen von Schnüren und Thonzapfen, die, vom Gefäss abstehend, statt der Henkel als Handheben dienen konnten. Bemerkenswert ist noch ein unten abgerundetes, graues, henkelloses Krügchen mit eigentümlicher wellenförmiger Strichverzierung, ein genau entsprechendes aus Ilbenstadt, Hessen, befindet sich im Museum von Darmstadt. (Mitt. von Prof. Schumacher.) Ausser einigen Steinchen fanden sich hier noch zwei kleine Steinbeilchen. Das Inventar dieses Platzes, mag er nun Wohnung oder Grab gewesen sein, berechtigt uns, sein Entstehen in die Steinzeit zu verlegen. Auffallend ist das Auftreten von Sandstein, der in der Nähe nicht vorkommt.

Ueber den bemerkenswerten Inhalt zweier Grabhügel auf dem Schänzle bei Spranthal Amts Bretten berichtet eingehend Geh. Rat Wagner in seinem Buch: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden 1885 S. 42 f. Dass hier schlechtgebrannte Scherbenstücke mit Schnurornamenten (Fig. 5) und schöngearbeites Steingerät von Amphibolit und Jadëit neben einer Bestattung aus der La-Tèneperiode auftreten, ist deshalb weniger auffallend, weil auch sonst in älteren Grabhügeln Nachbestattungen aus späterer Zeit beobachtet wurden. Die ältere Bestattung gehört als „Hocker" der Steinzeit an, wir haben hier also einen der in Baden nicht sehr zahlreichen Grabhügel dieser Periode (Rappenau, Gemmingen).

Noch liegen eine Reihe von Einzelfunden aus unserm Bezirk vor, die aber nicht notwendig eine Ansiedlung zur Voraussetzung haben müssen, denn einzelne Steinwerkzeuge findet man als „Amulette", Werkzeuge etc. in allen vorgeschichtlichen Perioden. Am wahrscheinlichsten lässt auf eine Ansiedlung schliessen das Feuersteinmesserchen, dass am sog. Hohen Bild auf der Höhe bei Weingarten 1882 gefunden wurde, und zwar wegen der mit dem Michaelsberg so übereinstimmenden örtlichen Verhältnisse. An weiteren Einzelfunden sind zu erwähnen die 2 Steinbeile, die 1833 bei Walldorf aufgehoben wurden (Sinsheimer Jahresberichte VII 117); ein Beil aus Hornblendeschiefer von Flehingen und ein Meisel aus Jadëit, einem in Europa noch nicht als anstehend nachgewiesenen Halbedelstein, der ebenfalls in Flehingen 1833 im Haarbruch gefunden wurde (Akten des Gr. Konservators), ein grosses Steinwerkzeug aus Diabas, das eine zweite runde Durchbohrung erfahren hat, nachdem es an Stelle der ersten Bohrung zerbrochen war; fand man 1880 im Schutt eines Steinbruches des Kronenwirts Seb. Förderer in Rettigheim, endlich auf dem Lettenbuckel bei Schatthausen 2 Steinbeile. (Akten d. Gr. Kons.)

IV. Die Bronzezeit.

Das erste Metall, das der Mensch in Mitteleuropa zu Werkzeugen verwendete, ist das Kupfer. Wenn man nicht der Steinperiode eine Kupferzeit entgegensetzt, so liegt der Grund darin, dass die Gegenstände aus reinem Kupfer bei uns wenigstens nur sehr spärlich nachzuweisen sind, in der Form sich völlig den primitivsten Steinwerkzeugen anschliessen und auch technisch nicht auf einer besonderen Höhe stehen, woraus hervorgeht, dass das reine Kupfer nie zu einer hohen Bedeutung für die Kulturentwicklung gelangte und nur als eine Vorstufe zur reinen Bronzezeit angesehen werden kann. Erst die Bronze, eine Mischung von etwa 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn, verdrängt die Werkzeuge aus Stein und herrscht Jahrhunderte lang, bis sie selbst endlich durch das Eisen verdrängt wird. Nur darf man sich nicht vorstellen, dass schon die ersten Anfänge der Bronzeperiode bei uns das Auftreten eines neuen Volkes bedeuten, das mit Hilfe seiner überlegenen Ausrüstung die alte Bevölkerung verdrängte oder vernichtete, sondern wahrscheinlich kamen die ersten Bronzeobjekte auf dem friedlichen Handelsweg zu uns und gingen eine Zeitlang neben den Werkzeugen aus Stein einher. Dafür spricht auch der Umstand, dass in den Ansiedlungen und Gräbern, wo die ältesten Bronzetypen sich finden, noch vorwiegend die Leichenbestattung üblich ist. Erst später kam ein neues Volk im vollen Besitz der Bronze, das die Herrschaft in Mitteleuropa an sich riss und an Stelle der üblichen Leichenbestattung allmählich die Leichenverbrennung setzte.

Den Ursprung der Bronze haben verschiedene Forscher in ganz verschiedene Gegenden verlegt, z. B. in den Kaukasus, nach Indien, nach Centralasien. In neuerer Zeit neigt man mehr der Ansicht zu, dass die Heimat der Bronze in Mesopotamien oder auf der Sinaihalbinsel zu suchen sei, und dass sie von da aus in der Hauptsache auf 2 Wegen nach dem Westen sich verbreitet habe, einerseits über das Schwarze Meer und die Donaustrasse nach dem östlichen Mitteleuropa bis Skandinavien, andererseits über Kleinasien, Egypten nach Südeuropa und in den äussersten Westen. Den Beginn der reinen Bronzezeit setzt man wegen der überall auftretenden primitiven Typen für Europa im wesentlichen gleichzeitig an, aber die Dauer derselben ist in verschiedenen Gebieten unseres Erdteils sehr verschieden. Die Gesamtdauer wird in der Regel von der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. bis etwa zum 9. Jahrhundert v. Chr. berechnet.

Die Kenntnis und allgemeine Verbreitung der Bronzebereitung bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in dem Leben der Völker jener Zeit. An die Stelle jener mit so grosser Mühe hergestellten und doch so unvollkommenen Geräte aus Stein und Knochen treten nun die aus Bronze gegossenen, scharfen und dauerhaften Werkzeuge, und insbesondere befriedigte das neue goldglänzende Metall das ausgeprägte Schmuckbedürfnis jener Menschen.

Zunächst wurden aus Bronze die zum Schneiden und als Waffen dienenden Geräte hergestellt, vor allem das als Waffe und Werkzeug zugleich dienende Beil, das sich rasch vervollkommnete, aber auffallenderweise nie die Form der am höchsten entwickelten Steinbeile, der in der Mitte durchbohrten und mit grösster Sorgfalt geglätteten und polierten Beilhämmer, annahm. Die frühesten Bronzebeile zeigen bei ovaler oder kreisrunder Schneide erhabene Randleisten zur Befestigung am Stiel, diese Randleisten verstärken sich allmählig und bilden einen Absatz, auf dem das Schaftende fest aufsitzt (Fig. 19), daraus entwickelt sich der Palstab, bei dem sich die Randleisten zu 4 Schaftlappen ausgebildet haben, die den gespaltenen Holzschaft auf beiden Seiten umspannen (Fig. 12).

endlich bildet sich daraus der sog. Hohlkelt, ein Beil, bei dem die Schaftlappen sich zu einer Tülle zum Einstecken des Holzstieles entwickelt haben. Der Feuerstein-Dolch der Steinzeit weicht nun dem Bronze-Dolch, aus dem sich das Schwert entwickelt, das in der Steinzeit, wenn überhaupt vorhanden, aus Holz gefertigt war. Die älteste Klinge des Bronzeschwertes ist schilf- oder weidenblattähnlich gestaltet und es ist hier wie auch bei den ältesten Dolchen der Horn- und Bein- oder auch Metallgriff mittelst 2—4 starker Nägel angenietet. Später entwickelt sich eine kurze Griffangel, endlich eine breite Griffzunge und schliesslich ein massiver angegossener Griff.

Die Lanzenspitzen zeigen stets eine längere oder kürzere Schaftröhre, die sich als Mittelrippe bis nahe an die Spitze fortsetzt, und längere oder kürzere meist geschweifte Flügel. Die Pfeilspitzen werden mittelst eines flachen Dornes, später mittelst einer Tülle befestigt; doch halten sich Pfeilspitzen aus Feuerstein sehr lange. Unter den häuslichen Gerätschaften und Werkzeugen aus Bronze fehlt merkwürdigerweise der Hammer, reichlich vertreten dagegen sind die oft schön verzierten und geschweiften Messer; den intensiven Betrieb des Bodenbaues bezeugen die zahlreichen Sicheln, ferner sind hier zu nennen die Fischangeln, Meissel und Pfriemen, Nähnadeln und Bronzezängchen (Pincette). Die gefärbten Thonperlen, die farbigen Steinchen, die durchbohrten Zähne und Schmucknadeln aus Knochen weichen nunmehr Zierscheiben, Schmucknadeln, Arm-, Hals- und Fussringen aus dem glänzenden Metall. Die Schmuck- und manche Gebrauchsgegenstände, besonders die Messer, sind vielfach mit Strichverzierungen oder mit feinen eingeschlagenen oder im Tremolirstich ausgeführten geometrischen Ornamenten versehen.

Auch bei den Thongefässen macht sich der Fortschritt geltend. Das Material ist sorgfältiger gereinigt, die Wandungen dünner, die Formen, obwohl die Töpferscheibe noch unbekannt ist, gefälliger und mannigfaltiger, die Ornamente häufiger und, entsprechend den vollkommenen Werkzeugen, feiner und regelmässiger und wie die Ornamente auf den Messern, Armringen und Schmucknadeln, durchweg im geometrischen Stil gehalten. Die feinsten Erzeugnisse der Keramik scheinen durch die den Bronzegegenständen entsprechenden Verzierungen, die glänzend schwarze Farbe, die dünnen Wandungen geradezu Metallgefässe nachzuahmen, und einzelne Schüsseln der Westschweiz haben die Ornamente mit Zinnstreifen ausgelegt, die den Eindruck von Silbereinlagen in Metallgefässe vollenden.

In der Kleidung und Lebensweise der Völker dieser Epoche wird eine grosse Umwälzung wohl nicht Platz gegriffen haben, wenn wir auch sagen können, dass das Leben nun bequemer war und mehr Annehmlichkeiten bot, und dass der gesteigerte Handelsverkehr neue Bedürfnisse erweckte, die ihrerseits die Menschen veranlassten, durch intensiveren Betrieb der Bodenwirtschaft und besonders der Viehzucht oder, wo die Möglichkeit gegeben war, des Bergbaues sich Tauschmittel zu verschaffen.

Für den Betrieb des Ackerbaus sprechen vielleicht die sog. Hochäcker, alte ehemalige Ackerbeete im Wiesen- und Weideland, oft in Wäldern, besonders in der Nähe der Grabhügel, mit denen sie vielleicht in Zusammenhang zu bringen sind. Es sind parallel laufende Ackerstreifen, durch die Art des Umpflügens derartig nach der Mitte zu erhöht, dass sie ein gewölbtes Beet bilden. Die Hochäcker von Südbayern sollen bis in die Bronzezeit zurückgehen, doch fehlen die unumstösslichen Beweise, dass diese Anlagen der vorgeschichtlichen Zeit angehören, in einzelnen Fällen scheint nachröm. Ursprung bewiesen zu sein. (Wetzel, Württemberg; Vierteljahrshefte 1897.)

Den lebhaften Handels- und Tauschverkehr bezeugen auch die sog. Depotfunde, Massenfunde von bronzenen Waffen, Werkzeugen und Schmuckgegenständen im Boden oder unter Steinen, zuweilen noch mit ihrer Umwicklung (z. B. bei Ackenbach, Ettlingen, Schauenburg bei Dossenheim, Osterburken.) Es mögen manchmal Reste einer Gussstätte oder die bei unsichern Zeiten vergrabene Habe eines reichen Mannes sein, auch Ehrengaben an Verstorbene, in den meisten Fällen aber sind es sicher Niederlagen wandernder Händler, die auf diese Weise einen Teil ihrer Waren versteckten, um nach Bedarf davon zu holen, und die dann öfters nicht mehr zu ihrem Versteck zurückkehren konnten.

Auch auf die Anlage der Wohnungen blieb die Kenntnis der Metalle sicher nicht ohne Einfluss. Am besten lässt sich das bei den Pfahlbaudörfern des Bodensees feststellen; die Ansiedler im Besitz von Metallwerkzeugen können zahlreichere und mächtigere Bäume fällen und bearbeiten und verlegen demgemäss ihre Wohnungen weiter in den See hinein. Bei den Landansiedlungen lässt sich der Fortschritt deshalb nicht so leicht feststellen, weil wir hier bis jetzt fast ausschliesslich den Gräbern und Einzelfunden unsere Kenntnis der Kulturperiode verdanken.

Bei den Wohnungsanlagen sind die noch heutigen Tages teilweise nicht verschwundenen Wohn- oder Trichtergruben, Mardellen (von Maar oder Mar, das die kraterförmige Einsenkung bei vulkanischen Gebirgen bezeichnet, und Delle = Dalle, vergl. Florschütz, Korr.-Bl. des Gesamtvereins 1896 Heft 12) zu erwähnen, die von der neolithischen (vergl. Seite 6) bis in die Eisenzeit, sogar in die Zeit der Römerherrschaft sich erstrecken und in sehr grosser Anzahl über Süd- und Mitteldeutschland verbreitet sind. Tacitus gedenkt solcher Wohnungen und ihres Zweckes Germania cap. XVI: solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi locis molliunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt. Man kennt die Böden von solchen in die Erde eingegrabenen, oft nur im Winter benutzten prähistorischen Wohnungen. Sie sind bis 3 m tief unter dem Boden, rund, von einem Durchmesser bis 10 m, manchmal in der Tiefe trichterartig erweitert, mit festgestampftem Estrich und einem kunstlos aus einigen Steinen hergestellten Herd in der Mitte. Am Rand des Bodens ist öfters eine umlaufende Ruhebank ausgespart, über dem Boden erhob sich das kegelförmig zulaufende Dach aus kleinen Stämmchen und Reisern, dessen Aussen- und Innenseite mit Lehm gedichtet war. Die Fundobjekte sind Topfscherben, Kohlenstücke, Steinwerkzeuge, zerschlagene Tierknochen und Stücke der Lehmverkleidung. Derartige Wohngruben sind besonders in der Nähe von Grabhügeln zahlreich; nach den Akten des Gr. Konservators entdeckte Herr Bonnet solche im Anschluss an das Urnenfeld bei Huttenheim, auch finden sie sich bei Gölshausen (Mitteilung von Prof. Schumacher).

Auf eine Ansiedlung der Bronzezeit lässt der Urnenfriedhof von Huttenheim schliessen. Die Bestattungsweise der Urnengräber ist derart, dass zunächst der Leichnam verbrannt wurde; darauf wurden die Knochen und sonstigen Brandreste in eine grose Urne gesammelt, in diese Urne wurden ausserdem die Beigaben, gewöhnlich Schmuckgegenstände, gelegt und kleinere Näpfe und Schalen, wohl ursprünglich mit Speise und Trank gefüllt, in die Urne hinein oder auch um sie herumgestellt, bisweilen auch die grosse Urne mit einem Schöpfgefäss, Schüssel oder Teller, das als Deckel diente, geschlossen (Fig. 17 u. 17a). Die Urne mit allen ihren Beigaben wurde in eine aus dem Boden ausgehobene Grube gestellt und dann das Ganze mit Erde bedeckt.

Von dem Urnenfriedhof bei Huttenheim wurden 1883 durch Prof. Bissinger 5 Bestattungen untersucht, deren Ergebnisse in dem Buche von Dr. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe, S. 35—37 veröffentlicht sind, um 1887 kam ein 6. Bestattung dazu. In jeder Bestattung fand sich eine grosse bauchige Urne (Fig. 17) und als Beigaben 1—10 kleinere Gefässe, Krüge, Schalen, Schüsseln und Becher, einige mit kleinen Henkeln zum Durchziehen von Schnüren, in einer Aschenurne eine grössere Anzahl von Schälchen, die wegen ihrer Kleinheit als Kinderspielzeug angesehen werden könnten. Die Formen der Töpfe (Fig. 18, 20, 21) gehören entschieden der Bronzezeit an, die meisten finden ihre Gegenstücke in den Pfahlbauten der Bronzezeit, z. B. Wagner Tafel IV Nr. 5, 7, 9, 12, 15 in der Station Rauenegg bei Konstanz. Die Verzierungen sind, abgesehen von den Fingereindrücken am Rand der grössten Urne, umlaufende Rillen und sanft eingedrückte concentrische Halbkreise; den bedeutenden Fortschritt in der Form lehrt der Vergleich der kleineren Krüge mit denen des Michaelsberges.

An Metallbeigaben fanden sich nur Schmuckgegenstände, und zwar ausschliesslich Bronze, nicht eine Spur von Eisen. Es sind dies ein Spiralarmband von Bronze mit ursprünglich 8 Windungen und 3kantigem Querschnitt (Fig. 15), die letzten beiden Windungen beiderseits sind rund und mit schnurförmigen Einkerbungen verziert, die Enden in sich zusammengerollt. Dabei lagen 2 offene Bronzearmringe mit ovalem Querschnitt, in einer anderen Bestattung einige dünne cylindrische Bronzestückchen unsicherer Bestimmung, endlich eine ziemlich lange Bronzenadel mit einer leichten, gekerbten Anschwellung unter dem Hals und ähnlich verziertem oben in eine Scheibe endigenden Kopf (Fig. 14).

Nicht nur der Friedhof, sondern auch Einzelfunde, teilweise schon in früherer Zeit gemacht, deuten auf eine sehr frühe Niederlassung bei Huttenheim hin. So fand man 1847 beim Torfstechen in den sog. Bruchwiesen eine Speerspitze von Bronze, 1889 eine Bronzenadel mit grossem runden Kopf und 1895 eine Radnadel, beide der jüngeren Bronzezeit angehörig; eine weitere Bronzenadel ging in den Besitz des Lieutenants Gimbel in Baden über. Es ist nicht undenkbar, dass die Hütten auf Pfahlrösten sich erhoben; auf Pfahlbauten deuten auch einzelne Funde, die in den Torfstichen von Liedolsheim gemacht wurden. Denn Pfahlbauten befinden sich im Torfmoor Bussensee bei Litzelstetten (Konstanz), bei Rielasingen und Dürrheim, am Rande des Donaueschinger Rieds, am linksrheinischen Ufer bei Brumath im Elsass und an einigen Stellen der bayrischen Rheinpfalz (Vergl. Antiqua 1883 Nr. 2 und 1884 Nr. 3. Westdeutsche Zeitschr. I S. 256. Kraus, Kunstdenkmäler II S. 73. Antiqua 1887 S. 24 und 83.) Allerdings sind nach meinen Erkundigungen bis jetz Reste von den Pfählen auch in Liedolsheim nicht beobachtet worden, auf denen der Rost aus gespaltenen Stämmen und dicken Bohlen lag, der die Hütte trug, die ähnlich aus Lehm und Reisig hergestellt war wie die Hütten der Steinzeit. Solche Ansiedlungen im Wasser gewährten grössere Sicherheit und manche Bequemlichkeit, sie wurden in der Bronzezeit in manchen Gegenden, z. B. am Bodensee, den Landansiedlungen vorgezogen. Die Balken und sonstigen Holzreste mögen beim Abbau der Torfmoore in einer Zeit entfernt worden sein, da man auf solche unscheinbare Zeugen einer fernen Vergangenheit zu achten noch nicht gewohnt war, oder sie wurden, da sie ganz die Farbe ihrer Umgebung angenommen hatten und völlig vermodert waren, unbeachtet mit dem Torf herausgestochen.

Vom Torfmoor in Graben befindet sich in der Karlsruher Sammlung eine 1852 ge-

fundene ca. 30 cm lange Bronzenadel mit grossem Kopf und einfacher Strichverzierung um Hals und Kopf. Reichere Funde ergab der Torfstich von Liedolsheim; hier fand man 1863 eine Lanzenspitze aus Bronze, ähnlich der von Huttenheim, 1888 im Bruch ca. 1 m unter dem Boden 3 Absatzkelte (Fig. 19), etwa 1890 ein Bronzemesser, das nach Baden verkauft wurde, 1894 eine grosse Bronzenadel mit breitem gereifeltem Kopf und Kreislinien um den Hals.

Die Akten des Gr. Konservators registrieren aus dem Jahre 1881 den Fund einer Bronze-Armspange im Hardtwalde von Büchenau; bei Büchig, Amt Bretten, fand man beim „Seebuckel" 2 Armringe von Bronze und eine Spirale von Kupferdraht, bei Ubstadt 1841 einen Bronzepalstab mit Schaftlappen, die senkrecht zum Stil stehen. (Akten.)

Grabhügel aus der Bronzezeit sind bei uns nicht allzuhäufig, sie mögen meist mit der Zeit eingeebnet sein; ein solcher wurde durch Herrn Wörner in Bretten im „Lehrwald", ½ Stunde nördlich von Bretten, entdeckt und 1888 durch den Gr. Konservator der Altertümer ausgegraben. (Korresp. d. Westd. Zeitschr. 1888, Nr. 172). In dem Grabhügel, 20 m Durchmesser und 1,50 m Höhe, fand man auf dunkler, ursprünglich von Holz herrührender Unterlage eine grosse 31 cm. lange verzierte Nadel von Bronze. In der Höhe ihrer Spitze lag eine Anzahl kleiner Bronzenägel mit breiten Köpfen, dabei etwas Bronzeblech in dürftigen Resten und die Spitze eines Dolches von Bronze. Von der Leiche selbst war keine Spur mehr vorhanden, man durfte annehmen, dass sie auf einer Holzunterlage bestattet lag. Form und Verzierung der Nadel weisen auf eine sehr frühe Periode der Bronzezeit hin. In der Karlsruher Sammlung befinden sich von Jöhlingen aus 3 Grabhügeln im Walde „Hohberg", die ¼ Stunde von der S. 2 erwähnten Grab- oder Wohnstätte der Steinzeit entfernt liegen, ein Bronze-Absatzkelt (Fig. 19), 5 Bronzeschliessen, 4 Bronzeknöpfe, ein Stück eines Bronzeringes und ein wenig kunstvolles, unverziertes Thonschälchen mit Henkel. Zwischen Stettfeld und Weiher wurden 1881 2 Radnadeln, zwei massive Armringe und 1 Ohrring aus der jüngeren Bronzezeit gefunden.

V. Eisenzeit.

A. Die Hallstattperiode.

Etwa um das Jahr 900 oder 800 v. Chr. gelangte zu uns aus den Kulturländern des Mittelmeers, anfangs nur ganz spärlich, das Eisen. Die vorgeschichtliche Eisenzeit, die bei uns bis zum Beginn der Römerherrschaft anzusetzen ist, teilt man in 2 Hauptphasen: in die Zeit der beginnenden und spärlichen Verwendung des Eisens, etwa 900—400, die Hallstattperiode, benannt nach dem salzburgischen Städtchen Hallstatt am gleichnamigen See wo zuerst solche Funde in grosser Zahl gemacht wurden, und in die Zeit der vollentwickelten Verwendung des Eisens, die La Tèneperiode, die schon zum Teil durch das Licht der geschriebenen Geschichte erhellt wird. La Tène benennt sich eine Untiefe beim Dorf Marin am Nordende des Neuchateller Sees, auf der man die Reste eines pfahlbauartigen keltischen Refugiums oder Inselkastells mit Massen eiserner Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen entdeckte. Beide Oertlichkeiten dürfen weder als Ausgangspunkte, noch als Centren der nach ihnen genannten Kulturperioden betrachtet werden, vielmehr erstreckte sich die Hallstattkultur in Europa, die insbesondere in einem breiten Gürtel nördlich der Alpen zu hoher Blüte gelangte,

vom Kaukasus bis zum Atlantischen Ocean, vom Mittelmeer bis zum Thüringerwald. Es sassen damals im Süden Europas Griechen, Italiker, Ligurer, Etrusker, Illyrier, Räter, Kelten, Iberer, ganz im Norden Germanen, zweifelhaft sind die Völker Mitteleuropas. Die Bevölkerung, die damals in den Alpen und deren nördlichem Vorlande lebte, war zahlreicher und wohlhabender als früher, ein lebhafter Importhandel wurde aus Griechenland und Italien dahin betrieben, und die italischen und griechischen Importwaaren bes. seit 600 die griechischen Vasen und die Fibeln ermöglichen eine genauere Zeitansetzung.

Die ältere Hallstattperiode tritt in Baden bis jetzt nur sehr wenig hervor, die Pfahlbaudörfer des Bodensees waren damals bereits verlassen, höchstens haben ganz wenige Stationen den Anfang der Eisenzeit gesehen. Ob mit der entwickelten Eisenkultur ähnlich wie in der Bronzezeit ein neues Volk kam (in Bayern z. B. tritt nach dem allgemeinen Leichenbrand der jüngeren Bronzezeit plötzlich gemischte Bestattungsweise ein), lässt sich bis jetzt nicht beweisen. In Baden gelangte nur die jüngere Hallstattperiode zu reicher Entwicklung und zwar nur im badischen Oberland. Es war dies eine Zeit grossen materiellen Wohlstandes und reicher Prachtentfaltung. Insbesondere wurde das Eisen für Waffen und sonstige Werkzeuge verwendet, die eine dauerhafte scharfe Schneide verlangen, der Bronze verblieb vor allem das grosse Gebiet des Schmuckes, wofür allmählich auch Gold, Gagat, Glasperlen und jetzt häufiger als früher der Bernstein verwendet wurde, der übrigens schon in der Steinzeit sich findet und auf Handelsverbindungen mit den Ländern der Ostsee hinweist.

Die langen Schwerter sind anfangs noch von Bronze, später von Eisen, mit vollem Bronzegriff oder mit flacher breiter Griffzunge, auf welcher der Horn- oder Elfenbeingriff mit Bronzenieten befestigt war (Fig. 22); oft haben sie ein breites geflügeltes Ortband zum Zusammenhalten der Scheide. Ebenso haben die eisernen Dolche noch den Bronzegriff mit oft hufeisenförmig gestaltetem Knauf (Fig. 24), Lanzenspitzen und Messer sind teils aus Eisen, teils aus Bronze. Neu sind die bronzenen, oft zierlich gestanzten Gürtelplatten auf Lederunterlage, die Streitwagen, deren Reste in reichen Gräbern gefunden wurden, und ein neues, zugleich Schmuck- und Gebrauchsstück ist die Gewandnadel oder Fibel, unserer heutigen Sicherheitsnadel entsprechend, die der Mode sehr unterworfen war und deshalb für die Zeitbestimmung von grösster Wichtigkeit ist. Die Fibel besteht aus dem Bügel mit dem Fuss, an dem die Nadelsicherung angebracht ist, und aus der Nadel mit der federnden Spiralschlinge; am häufigsten sind bei uns die spätere Form der Bogenfibel, die Paucken- (Fig. 25) und Schlangenfibel. Zum Schmuck gehören ferner die oft sehr langen Nadeln mit reich profilierten Köpfen, Hals- und Armringe, Klapperbleche und andere Gehänge, Ringe aus Gold, Perlen aus Glas und Bernstein. Die aus dünnem Bronzeblech genieteten Kannen, Eimer, Cisten, Dreifüsse sind wohl ausschliesslich südlicher Import, der nicht mehr in erster Linie über die Alpen, sondern auf der Donau- und Rhonestrasse seinen Weg zu uns fand.

Eine glänzende Entwicklung aber, besonders im badischen Oberland, erfuhr die Kunst des Töpfers (Wagner, Hügelgräber S. 48 f.). Zwar ist die Drehscheibe immer noch unbekannt, aber die Urnen sind von feinem Thon, schön gerundet, von kürbis-, birn- oder zwiebelförmiger Gestalt mit glänzendem Ueberzug von dünner Thonschicht; die reichen, meist rot, gelb und schwarz bemalten geometrischen Ornamente bekunden den guten Geschmack dieser Künstler.

Die Funde dieser Zeit sprechen von Wohlstand und Behaglichkeit. Ackerbau und Viehzucht, Bergbau auf Salz und Metalle, die Kunst der Metallverarbeitung und der Töpferei haben eine namhafte Höhe erreicht. Die Kleidung bestand wie früher aus Leinen und Wolle, nur muss sie viel reicher gewesen sein. Auch auf die Wohnungen wird die höhere Kultur ihren Einfluss ausgeübt haben. Da Wohnstätten aus dieser Zeit bis jetzt noch wenig entdeckt oder untersucht wurden, so sind wir wesentlich auf Rückschlüsse aus den Ergebnissen der Grabhügelforschung angewiesen. „Es gleichen die Gräber nach Gestalt und Ausstattung nicht selten den Wohnungen der Lebenden So finden sich in den grösseren Gräbern der Hallstattzeit nicht selten Einbauten aus Holz, welche als Nachbildung der Blockhäuser der Lebenden aufzufassen sind. Vollständige Grabkammern aus Holz enthielten die Grabhügel von Hundersingen, manche in Niederösterreich, die stattlichste aber das Magdalenenbergle bei Villingen, ein Grabhügel von 106 m Durchmesser und 8 m Höhe. Durch den merkwürdigen Umstand, dass die ganze Grabkammer mit Wasser gefüllt war, hat sich das Holzwerk ausgezeichnet erhalten. Die Kammer war 8 m lang, 5 m breit und ohne Dach 1,5 m hoch, die Wände und der Boden bestehen aus 20—40 cm starken rechtkantig behauenen Eichen- oder Tannenstämmen, die äusserst sorgsam über- und aneinandergelegt und ineinander gefügt waren. Das Dach (Giebeldach?) war aus 2 Reihen Balken gebildet, welche auf einem ursprünglich wohl vom Mittelpfosten gestützten Durchzug auflagen.“ (Schumacher, Globus LXXII Nr. 10.) Daraus ersehen wir, dass die Vornehmen wenigstens stattliche Holzhäuser besassen, die Masse der Bevölkerung wird wie früher in Hütten aus Lehmfachwerk und in den Grubenwohnungen (Mardellen) gehaust haben.

Die Bestattung der Toten während der Hallstattzeit ist keine einheitliche, Leichenbrand und Leichenbestattung gehen durchweg neben einander her; die Reste wurden zwar gewöhnlich unter Grabhügeln beigesetzt, aber in Hallstatt selbst finden sich nur Flachgräber, bei Gottmadingen im Hegau neben Grabhügeln auch ein Urnenfriedhof, der dieser Zeit angehört und sogar Leichenbestattung neben Leichenbrand aufweist (Wagner, Hügelgräber S. 15). Doch überwiegt weitaus die Beisetzung unter Grabhügeln. Solche Grabhügel (Wagner Hügelgräber und Bissinger, Hefte d. Karlsr. Altertumsvereins I) finden sich sehr zahlreich über ganz Baden mit Ausnahme vom hohen Schwarzwald und Odenwald zerstreut; sie liegen oft in grösseren Gruppen oder auch paarweise beisammen, manchmal auch vereinzelt. Die Grabhügel sind rund, von der Form abgeflachter Kugelsegmente, selten kegelförmig (im Donaugebiet), der Durchmesser beträgt gewöhnlich 15 bis 30 m. auch nur 6—8, die Höhe 0,5—2 m; einzelne (Buchheim, Villingen) erreichen einen Durchmesser von über 100 m bei einer Höhe bis 8 m. Sie mögen ursprünglich etwas höher und an Umfang etwas geringer gewesen sein, denn Regen und Bodenkultur haben im Laufe der Zeit zu ihrer Verflachung beigetragen. Solche Erdmassen in Bewegung zu setzen erforderte natürlich die Aufbietung zahlreicher Arbeitskräfte.

Als Material diente natürlich in der Regel der vorhandene Boden; hie und da bestehen die Grabhügel aber fast ganz aus zusammengetragenen Steinen (Tauberbischofsheim, Höpfingen) selten ganz aus Lehm (Walldorf), auf dessen Reinheit man besonders bedacht war. Bei Leichenbrand wurde der Hügel oft, aber durchaus nicht immer, über dem Verbrennungsplatz errichtet. In der Regel im oder nicht weit vom Mittelpunkt der Hügels befindet sich die Leiche, entweder in einer in den gewachsenen Boden eingeschnittenen Grube, oder sie liegt auf dem gewachsenen Boden selbst, oder sie wurde samt ihren Beigaben an Thongefässen und Schmuck, seltenen Waffen auf eine künst-

liche bankartige Erhöhung des Bodens gelegt; bei Leichenbrand befinden sich die Asche und Knochenreste in Urnen, bei Bestattung liegt der Leichnam auf dem Boden oder auch auf Holzdielen, die mit Bronzeblech überzogen sein können. Um die Bestattung findet sich oft eine oder sogar mehrere kreis- oder halbkreisförmige, auch pyramidal aufgeschichtete Steinsetzungen aus Bruch- und Rollsteinen, oft ist die Leiche direkt mit Steinen bedeckt; bei Hügelsheim fand man eine förmliche mit Trockenmauer hergestellte Grabkammer mit Eingang, deren Boden mit bronzeüberzogenen Holzdielen bedeckt war, im grossen Hügel von Buchheim fand man 2 Holzsärge, einmal ein Holzbrett mit je einem aufrechten Seitenbrett beiderseits, eine andere Leiche lag auf einem Holzbrett, das nicht nur beiderseits, sondern auch oben und unten von solchen Brettern umstellt war. Manchmal enthält ein Grabhügel nur eine Bestattung, gewöhnlich aber mehrere neben und in einzelnen Schichten über einander (der Grabhügel vom Gemeinmärker Hof bei Allensbach enthielt 18 Skelette), und zwar sollen in demselben Hügel einigemale Bestattung u. Leichenbrand vorkommen. Derartige Hügel mit zahlreichen Skeletten kann man als Familiengräber ansehen, doch kommen auch Nachbestattungen aus viel späterer Zeit vor und beweisen, dass gegen die Wiederbenützung vorhandener Hügel keine Bedenken bestanden.

Mit der Beisetzung der Toten verband sich die Totenklage und das Leichenmahl. So begruben die gautischen Männer den Beowulf."

„Dann trug man den edeln
Weisslockigen König zur Wallfischklippe.
Dort gingen ans Werk die gautischen Männer.
Fest zu fügen den Feuerbau.
Mit Helmen umhangen und Heldenschilden
Und blinkenden Brünnen, erbeten vom Herrn,
Und legten in Mitten den lieben Gebieter,
Den werten König mit Weinen und Klagen.
Dann begannen am Berge der Brandfeuer grösstes
Die Degen zu wecken. Dunkel entwallte
Den Gluten der Rauch mit der rauschenden Flamme.
Es legte der Wind sich mit Wehruf gemischt
Erst, als die Hitze zum Herzen gedrungen,
Gebrochen das Beinhaus.
. . . .
Drauf gruben und häuften die gautischen Helden
Einen Hügel am Berghange, hoch und breit,
Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
Und zimmerten fertig in zehen Tagen
Des Schlachthelden Grabmal. Der Scheithaufen grössten
Umschloss nun der Wall, so würdig geschaffen,
Wie es die Klügsten erwirken gekonnt.
Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort,
Gold und Gestein, das die streitbaren Gauten
. . . .
Erst enthoben der Erde Hut,
Dann ward der Hügel von Helden umritten,
Von Zwölfen aus allen Edelgebornen,
Die Klage erhoben, des Königs gedenkend,
Und sangen und sagten vom seligen Herrscher,
Seine Ritterschaft rühmten und die Riesenkämpfe
Nach Kräften priesen.
. . . .
„Er war aller Könge der Welt
Männerfreundlichster, mildester Fürst,
Der das Lob und die Liebe der Leute erworben!"*)

Die Sitte der Grabhügelbestattung endete nicht mit der vorgeschichtlichen Zeit, sie überdauerte die Völkerwanderung und hielt sich bis zur Zeit der Karolinger; bei Wiesenthal befindet sich eine Gruppe fränkisch-alamannischer Grabhügel.

In unserem Gebiete wie überhaupt im nördlichen Baden sind Gräber und Funde aus der Hallstattzeit nicht so häufig und (besonders in der Form und Bemalung der Thongefässe) etwas abweichend vom Oberland. Es gehören in diese Zeit die Grabhügel von Walldorf bei Wiesloch, 13 an Zahl, wovon 12 eine Gruppe bilden, einer allein steht. Schon 1830 wurde der grösste ausgegraben, er ergab einige Zähne und verschiedene kleine Eisenringe. Drei weitere Hügel wurden 1833 von Dekan Wilhelmi in Sinsheim geöffnet (Sinsh. Jahresbericht III S. 22) und lieferten Skelette, Grabasche, zerdrückte irdene Schüsseln, Bronzeknöpfe, eine bronzene und 3 eiserne Fibeln, ein einschneidiges eisernes Messer und einen schmucklosen kleinen Ohrring von Gold. In einem weiteren Hügel, der 1863 durch den Mannheimer Altertumsverein ausgegraben wurde, fand man ein männliches Skelett, ein 90 cm langes Eisenschwert in stark verrosteter Scheide, ursprünglich mit einem Holz- und Horngriff, ganz von der Form der in den Gräbern von Hallstatt vorkommenden, und rohe Thonscherben. Ebenfalls im Auftrag des Mannheimer Altertumsvereins untersuchte Prof. Baumann 1881 zwei Hügel (Korrespond. d. Westd. Zeitschr. 1882, Nr. 51), von denen der zweite neben der Bestattung auch Leichenbrand enthalten haben soll. Ausser den Resten der Skelette, von denen eines auf einem vermoderten Holzbrett lag, fanden sich verzierte und unverzierte Thongefässe, 2 massive Armringe von dünnem Bronzedraht, ein Bronzeblech, mit Reihen kleiner Buckeln und mit Zickzacklinien im Tremolierstich verziert, Restspuren von einem Eisenring, ein zum Griff eines Gerätes verarbeitetes Hirschgeweihstück und das Kieferstück eines jungen Ebers. Die Hügel bestanden lediglich aus aufgeschütteter Erde ohne Steinsetzung im Innern.

*) Im Hinblick auf analoge Bestattungen bei Homer, bei den Gothen (Attila) ist es wohl gestattet, das im 8. Jahrh. n. Ch. niedergeschriebene germanische Beowulfslied beizuzetzen.

Verschiedenen Zeitperioden scheinen die von Herrn Bonnet 1897 im Dörnigwald zwischen Weingarten und Blankenloch entdeckten und in demselben Jahre auf Veranlassung des Karlsruher Altertumsvereines teilweise ausgegrabenen Grabhügel anzugehören (Wagner, Korresp. d. Westd.Zeitschr. 1897, Nr. 62). In dem in der Regel erst im Hochsommer betretbaren sumpfigen Wald und dem anliegenden Wiesengelände erheben sich mehr als 2 Dutzend Grabhügel von 10—20 m Durchmesser und bis 1,5 m Höhe, einer mit 32 m Durchmesser; sie sind aus lehmiger Erde auf dem Kiesgrund errichtet. Daraus geht hervor, dass vor Zeiten der Boden trockener und mehr bewohnbar war und die Abflussverhältnisse des Wassers viel günstiger waren als jetzt, denn in Sümpfen haben die Bewohner ihre Toten auf keinen Fall bestattet. Acht dieser Hügel wurden geöffnet, nur im grössten bemerkte man eine Steinsetzung. Alle bis jetzt untersuchten Gräber bargen eine oder mehrere Leichenbestattungen, der dritte Hügel neben der Bestattung vielleicht, ein anderer höchst wahrscheinlich Leichenbrand. Die zeitliche Zuteilung der Hügel ist noch nicht ganz sicher, doch scheint ein Teil der Gräber der jüngeren Bronze- oder älteren Hallstattzeit, die anderen der jüngeren Hallstattperiode anzugehören.

Manche der Gefässe, die man wieder herstellen konnte, erinnern in ihrer Form an solche des Urnenfriedhofs von Huttenheim; neben einem Topf mit hohem Hals, weiter Oeffnung und einigen Zierlinien um die Schulter, neben einer Henkeltasse und einer breitrandigen einfach verzierten Schüssel sind „die Scherben eines grösseren roten Gefässes mit eingeritzten Strichverzierungen zu nennen, ähnlich den in den Hallstattgräbern der Bodenseegegend gefundenen bemalten Urnen, eine Eigentümlichkeit, welche bis jetzt noch nicht als so weit nach Norden gehend bekannt war." (E. Wagner a. a. O.) Die Metallbeigaben waren einfache Bronzearmringe nnd solche mit verzierten Endknöpfchen, ähnlich gestaltete Hals- und Fussringe aus Bronze, 2 grosse und schwere Lignitringe, wie sie im südwestlichen Deutschland wiederholt gefunden wurden; den Ursprung des Materials hat man noch nicht zu entdecken vermocht. An der Schädelgegend eines Skeletts lagen 2 mehrfach gewundene kleine Spiralen von fein gezwirntem Bronzedraht, in denen Wagner Lockenhalter vermutet. Endlich sind 2 mit helmartiger Mittelpauke versehene Bronzefibeln zu

erwähnen. An Eisengegenständen fand sich ein sehr defektes Zierstück und eine einem Rebmesser ähnlich gekrümmte Messerklinge, von Golddraht ein kleines Ohrringchen. Der grösste der Hügel konnte des eindringenden Grundwassers wegen vorläufig nicht vollständig durchforscht werden.

Bei Menzingen im Banwald, rechts von der Strasse nach Lundshausen, befanden sich Grabhügel, aus denen ein 1885 gefundenes eisernes Messer und ein Eisenschwert vom Hallstatttypus mit Leinwandumhüllung in der Karlsruher Altertumssammlung sich befindet.

Von Huttenheim stammt das schöne Bronzeschwert der Karlsruher Sammlung (Fig. 22), das 1853 „in den Erlen" gefunden wurde; es ist etwa 70 cm lang, besitzt eine angegossene flache Griffzunge, in 3 von den 4 Durchbohrungen stecken noch die Bronzenägel, die einst den Griff hielten.

Möglicherweise gehören in die Hallstattzeit die 4 Grabhügel auf Huttenheimer Gemarkung, die der Kaufmann W. Murmann in Philippsburg in den Jahren 1842—46 geöffnet hat (Vergl. Sinsh. Jahresb. X., S. 52 u. 53). Nach seinem Berichte fand er Arm- und Fussringe von Bronze, ein Bronzeschwert, Halsringe mit Zierat, Haarschmuck und Thonscherben, Gegenstände, die wohl in den Besitz eines auswärtigen Museums gekommen sind. Derselbe berichtet ferner 1853 von Bronzefunden im „Lein- und Krähenschrei." Ein Verzeichnis der Funde befindet sich bei den Akten des Gr. Konservators.

B. Die Periode von La Tène.

Die Hallstattkultur in ihrer glänzenden Entwicklung zieht von Südfrankreich in einem breiten Gürtel um die Alpen bis zur Balkanhalbinsel; der südlichste Streifen, der durch die prächtigen buntbemalten Urnen charakterisiert ist, wird einem einheitlichen Volke, den Rätern, zugeteilt, nach Norden reicht sie nicht über Rhön und Thüringerwald hinaus, bei uns ist sie in ihrer reichen Entfaltung besonders in der Gegend des Bodensees und im Oberland vertreten, spärlicher, bis jetzt wenigstens, im Mittel- und Unterlande. Das Gegenteil ist der Fall bei dem folgenden Zeitabschnitt, der vollentwickelten Eisenzeit, der bei uns etwa um 400 v. Chr. beginnenden La Tène-Periode, die am Mittelrhein, in den Thälern des Mains und im Hügelland des Neckars überwiegt. Die dichte rätische Bevölkerung des Alpengebietes war imstande, sich gegen die neu andrängenden Völkerschwärme erfolgreicher zu behaupten.

Denn unbestritten gelten als die Träger der letzten vorgeschichtlichen Periode die Kelten, die zu jener Zeit ausser England und Frankreich auch Südwestdeutschland besassen. Die Germanen wohnten damals zwischen Weichsel und Weser, nach Süden bis zum Harz und Thüringerwald, das Land bis zum Rhein und darüber hinaus nach Westen gewannen sie erst durch die grossen Keltenbewegungen (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. Bd). Die Kelten drängten um das Jahr 600 die Iberer über die Pyrenäen zurück, um 400 machten die Keltenscharen des Bellovesus der Etruskerherrschaft in der Poebene ein Ende und verbrannten auf einem ihrer Raubzüge sogar Rom, während gleichzeitig die Scharen des Sigovesus die Donau hinunter bis zur Balkanhalbinsel zogen und die rätischen Völkerschaften, die Träger der Hallstattkultur, in die Alpen drängten. Das dadurch frei gewordene Land in Gallien nahmen nun die Belgier, bisher rechts vom Rhein, in Besitz, die Gegend zwischen Rhein und Weser die Germanen. Um 300 v. Ch. machten sich die noch in Germanien ansässigen Keltenreste, meist tektosagische Scharen, auf zum Zug nach Griechenland und Kleinasien, die Helvetier wurden von den andringenden Germanen aus ihren Wohnsitzen zwischen Rhein und Main in die Schweiz gedrängt, an ihre Stelle traten Germanen: Markomannen, Sueben, Cimbern und Teutonen; bald ging der suebische Heerkönig Ariovistus über den Rhein und begründete sich in Burgund ein Königreich; diesem Reich machte Caesar ein Ende, doch siedelte er einige germanische Stämme zum Schutz der Grenze gegen die rechtsrheinischen Germanen auf dem linken Ufer an, so die Triboker, zwischen Basel-Strassburg, die Nemeter um Speier und die Vangionen bei Worms. Die Germanen nahmen die Kultur der Kelten an, nur durch grössere Armut und Dürftigkeit unterscheiden sie sich von ihnen.

Mit den Nachrichten der Historiker stimmen die Gräberfunde überein; die jüngsten Gegenstände der Hallstattperiode reichen höchstens bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts n. Ch., dann bricht diese Kultur plötzlich ab und macht einer ganz anders gearteten Platz. Die Toten werden zunächst fast ausnahmslos unter Grabhügeln oder in Flachgräbern begraben, die schön geformten und reich bemalten birn- oder zwiebelförmigen Urnen weichen schlecht geformten und schlecht gebrannten wenig verzierten Thongefässen, Waffen, Werkzeuge, Schmuck nehmen neue Formen an, überall herrscht das Eisen, sogar als Schmuckmetall findet es neben Gold, Silber, Bronze, Korallen und Bernstein, Email und gelbem und blauem gepresstem Glas Verwendung. Das Material für Waffen und Werkzeuge ist ausschliesslich das Eisen. Die Eisenschwerter haben nicht mehr die weidenblattartig geschweifte Form und starke Klinge mit vollem Griff der vorigen Periode; sie sind ebenfalls zweischneidig, aber viel dünner, von oben bis nahe zur Spitze gleich stark und nur mit Griffangel versehen. Nach Polybius hielten sie, nur zum Schlag eingerichtet, nur einen wirksamen Hieb aus, nach diesem bogen sie sich derart, dass man sie an den Boden stemmen und mit dem Fuss wieder gerade richten musste. Die Scheide des Schwertes bestand gewöhlich aus 2 Stücken dünnen Eisenblechs, aussen oft schön verziert, innen immer mit einem Bügel zur Befestigung an der eisernen Schwertkette versehen (Fig. 28). Die Lanze hat entweder ein breites herzförmiges Blatt bei kurzer, oder ein schmales Blatt bei langer Tülle (Fig. 27). Dolche fehlen ganz, ziemlich selten sind die Pfeilspitzen; eine ganz neue Waffe ist der Schild, der grosse, um den Rand mit Eisen beschlagene Holzschild ist in der Mitte verstärkt durch einen aufgenagelten, beiderseits mit Flügeln versehenen Schildbuckel. Helme sind ziemlich selten. Reste von Streitwagen und zahlreiche Pferdegebisse und Pferdeschmuck hat die Station La Tène geliefert. Ohne die Verzierungen der früheren Zeit, aber dauerhaft und wuchtig, sind die eisernen Werkzeuge: Messer, Sicheln, Scheren (wie unsere Schafscheren gestaltet), Hacken und Beile. Das Beil ist entweder für einen knieförmigen Schaft bestimmt und erinnert an das Schaftlappen- und Tüllenbeil früherer Zeit, oder es hat ein Stielloch und gleicht unserer Zimmermannsaxt.

Ganz neu treten im Verlauf dieser Periode die Töpferscheibe, der Töpferbrennofen, die richtige steinerne Handmühle und gemünztes Gold und Silber auf. Schmuck ist im allgemeinen weniger häufig als früher. Besonders charakteristisch ist der Torques, der von allen keltischen Kriegern getragene gedrehte Halsring aus Eisen, Bronze oder Gold mit stempelförmigen Endknöpfen; ähnlich gestaltet sind die offenen Armringe, dazu kommen geschlossene und verschliessbare Armreife und solche, die aus hohlen schalenförmigen Buckeln bestehen, auch Armreife aus gelbem oder blauem gepresstem Glas und Glasperlen. Ganz neue Formen bekommen die

Fibeln. Bei dieser aus Eisen, Bronze oder Silber gebildeten Gewand- und Schmucknadel (Fig. 26) bildet der federnde Kopf in mehrfachen beiderseitigen Windungen eine kurze Spiralröhre, während der Fuss, nachdem er die Nadelrinne gebildet, schräg zum Bügel aufsteigt, später mit der Mitte des Bügels durch einen Knopf fest verbunden ist und in der letzten Entwicklung vollständig in den Bügel übergeht. Von Kleidung, Bewaffnung und Schmuck der Kelten geben uns figürliche Darstellungen auf einzelnen Bronzeeimern eine Vorstellung, es schildert auch Properz (V, 10) das trotzige Auftreten des Keltenherzogs Viridomar im Kampf mit Claudius Marcellus bei Clastidium im Jahr 222 v. Ch.:

„Claudius hielt sie einst fern, die den Padus schon überschritten,
„Der des gewaltigen Feinds belgischen Schild sich gewann,
„Viridomars, der ein Spross des Rheines selber sich rühmte,
„Hoch vom Wagen herab Speere zu schleudern geübt.
„Doch jetzt rötet das Blut die gestreiften Hosen des Helden
„Und der gewundene Ring fällt vom durschschnittenen Hals.“

Neben Ackerbau und Viehzucht betrieben die Kelten mit grossem Eifer und Geschick den Bergbau; im Anfertigen von Waffen und Werkzeugen aus Eisen, von Zier und Schmuck aus den verschiedenen Metallen, aus Glas, Glasschmelz und Bernstein weisen sie hervorragende Leistungen auf, und diese geben Zeugnis für die Existenz eines zahlreichen Handwerkerstandes, in Gallien wenigstens. Dass die gallischen Kelten in wohlummauerten Städten wohnten, wissen wir aus Caesar, die Kelten in Germanien wohnten in Wohngruben mit leichtem Holzüberbau oder in Blockhütten; dass sie aber auch im Mauerbau nicht ganz unerfahren waren und ihn vereinzelt auch zu Wohnzwecken verwandten, beweist die Spät-La Tèneschanze von Gerichtstetten bei Walldürn. In diesem wohlerhaltenen gallischen Refugium aus dem 2. oder 1. Jahrhundert v. Ch. fand Prof. Schumacher (vergl. Prähistor. Wohnstätten) alle vorgeschichtlichen Haustypen vertreten. „Da ist eine nahezu 2 m tiefe Trichtergrube, ferner konnte ein Blockhaus von viereckiger Form festgestellt werden, dessen eingerammte Pfosten deutliche Spuren hinterlassen haben; die Zwischenwände bestanden aus leichtvergänglichem Flechtwerk mit Lehmbewurf. Das Hauptgebäude war aber ein steinernes Wohnhaus, dessen bis 70 cm dicke Mauer noch nahezu bis zu 1 m Höhe erhalten ist und ziemlich sorgfältige Schichten von Kalkbruchsteinen in Lehmverband zeigt; von Mörtel fehlt jede Spur. Der Oberbau wird wohl aus Fachwerk bestanden haben, worauf auch 2 vorgefundene eiserne Klammern hinweisen. Es war wohl der Sitz des Stammeshäuptlings.“

Die Bestattung der Toten in Flachgräbern und unter Grabhügeln war im allgemeinen wohl nicht verschieden von der in der vorhergehenden Periode geschilderten; nur überwiegt jetzt die Bestattung bedeutend über die Verbrennung der Leichen.

Man teilt die La Tèneperiode in 3 Abschnitte. Die Früh-La Tènezeit, das 4. Jahrhundert v. Ch. umfassend, hat Fibeln mit aufsteigendem, aber mit dem Bügel noch unverbundenem Fuss, der als Abschluss einen Knopf, eine mit Koralle oder Email ausgelegte Scheibe oder auch andern Schmuck trägt (Vgl. Fig. 26). Die Schwerter mit schmaler Griffangel und scharfer Spitze entbehren zumeist der kurzen Parierstange; das Ortband (der Beschlag der Scheide) rundet sich so aus, dass es von der Scheide absteht.

Die Mittel-La Tènezeit, das 3. und 2. Jahrhundert v. Ch., hauptsächlich in La Tène selbst, bei uns besonders bei Ladenburg-Dühren vertreten, ist charakterisiert durch die Fibel,

deren Schlussstück mit dem Bügel durch einen Knopf verbunden ist (Fig. 23), Klinge und Scheide des Schwertes enden ziemlich stumpf (spitzbogig). Der Endbeschlag liegt dicht an, nie fehlt die kleine, stark geschweifte Parierstange (Fig. 28).

In der Spät-La Tènezeit des letzten Jahrhunderts v. Ch., besonders reich bei Nauheim vertreten, bildet der Fuss der Fibel mit dem Bügel ein einziges Stück, die Schwertscheide endet in einen ganz flachen Bogen oder einen Knopf; zahlreiche Metallstege, welche die beiden Seitenbeschläge der Scheide verbinden, verleihen ihm, besonders am untern Ende, ein leiterartiges Aussehen; oft haben die Schwerter eine kurze nicht geschweifte Parierstange.

In dem von uns behandelten Teil Badens sind die Funde aus der La Tènezeit bis jetzt nicht besonders zahlreich; es hat dies seinen Grund wohl weniger darin, dass diese Gegend nur spärlich besiedelt gewesen wäre, als darin, dass die Flachgräber entweder schon in früherer Zeit zerstört oder überhaupt noch nicht entdeckt sind, und dass die immerhin nicht seltenen Grabhügel, die wohl vorwiegend der entwickelten Eisenzeit angehören, bis jetzt nur zu einem geringen Teil erforscht sind. In die Früh-La Tèneperiode gehört die grosse Grabhügelgruppe in der Rheinniederung im Gemeindewald nordwestlich von Huttenheim, von der eine Anzahl Hügel durch den Karlsruher Altertumsverein in den Jahren 1881 und 82 geöffnet wurden; die Ergebnisse dieser Grabungen sind in dem Buche von Geh. Rat Dr. E. Wagner: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, S. 33—36 und Tafel IV und V veröffentlicht. Es sind 27 Hügel in 3 Gruppen, 14—27 m im Durchmesser und bis 1,25 m Höhe; von ihnen wurden 8 ausgegraben.

In allen Hügeln wurde Leichenbestattung festgestellt, nur beim letztuntersuchten bleibt es fraglich, ob nicht doch vielleicht Leichenverbrennung stattgefunden haben möge; die Anzahl der Skelette in den einzelnen Hügeln war 1—6. Alle Hügel waren aus Lehm ohne Steinsetzung aufgeschüttet. Die Beigaben von Thongefässen waren spärlich, man fand ein unverziertes Gefäss von schmalem Boden und weiter Ausbauchung, ein gelbliches, oben mit eingeritzten Zickzacklinien verziertes und die Scherben von einigen schwarzen Gefässen. Zahlreich dagegen waren die Beigaben an Schmuckstücken. Es werden bei Wagner Hügelgräber etc. erwähnt ein fast glattes Gürtelblech und das Fig. 29 abgebildete, mit Buckelreihen verzierte, an einem Ende zu einem Haken sich zuspitzende, 2 Bronzefibeln (Fig. 26) und eine von Eisen, 3 Halsringe aus Bronze, einer mit reliefierten Schlangen verziert, etwa 12 Armringe, glatt und mit Strichverzierung, 4 Fussringe, 1 Ohrring, ein Haarzängchen, verbunden mit einem hübsch gewundenen Toiletteninstrumentchen wie bei Wagner Taf. II, 7, zwei La Tèneschwerter mit eiserner Scheide und eine eiserne Speerspitze. Ausser einigen Schalen von Unio sinuatus und einem Stück (bearbeitetem?) Feuerstein fand man in einem Hügel noch eine Anzahl aufgerichteter, zufällig später hierher verschleppter römischer Dachziegel. Auf dem Schänzle bei Sprantal, südlich von Bretten, liegen 2 Grabhügel, von denen der kleinere, wie früher erwähnt, in die Steinzeit zurückreicht, aber eine Nachbestattung in der La Tènezeit erfahren hat, der grössere der Eisenzeit angehört. Untersucht wurden sie 1883 durch den Gr. Konservator und Herrn Stadtrat Wörner in Bretten, die Ergebnisse der Grabungen bietet Wagner Hügelgräber S. 42 f. Der grosse Hügel, der nicht mehr unberührt schien, ergab ein Schwert in Eisenscheide, ein Ringchen von dickem Golddraht, den Rest einer eisernen Speerspitze, Feuersteinsplitter, Kohlenstückchen und einige eingestreute Thonscherben. Die Reste des Skeletts liessen auf eine

frühere Durchwühlung des Grabes schliessen. Bei der Nachbestattung im Steinzeithügel, 50 m vom grossen entfernt, scheint die Leiche auf einem Brett gelegen zu sein; man fand bei ihr einen kleinen dicken Eisenring und 2 dünne massive Fussringe von Bronze mit wenig verzierten, nur unmerklich dickeren Endknöpfchen.

Ein Grabhügel der Früh-La Tènezeit im „Birkenschlag" bei Wössingen lieferte nur Bronzefunde: eine Fibel, einige Ringe und Bruchstücke von solchen.

Wahrscheinlich aus einem Flachgrab derselben Zeit stammt ein im Jahre 1888 zwischen Weiher und Stettfeld im „obern Schafhaus" in geringer Tiefe gemachter Bronzefund: ein Halsring, gebildet abwechselnd aus hohlen, durch Spirallinien verzierten Buckeln und Scheiben, die mit Blutkoralle eingelegt sind, und ein Bronzearmring, der aus 20 gegossenen Kugeln besteht.

Derselben Zeit gehören die 2 Bronzearmringe und der grosse verzierte Bronzehalsring an, die 1852 bei Wiesloch gefunden wurden und nun in der Karlsruher Sammlung aufbewahrt werden.

Als Abschluss dieser Periode folgt eine Aufzählung der Stellen, an denen noch Grabhügel beobachtet worden sind, natürlich ohne dass damit gesagt sein soll, dass sie der La-Tènezeit angehören.

In der Nähe von Bretten bei Gross-Villars an der Landesgrenze liegen 2 Gruppen Hügelgräber (Akten d. K.), 3 Grabhügel von 16—18 m Durchmesser und 89—92 cm Höhe unweit Bruchsal im Forster Wald, zwischen Gölshausen und Büchig (Amt Bretten) im Wald „Inwald" ein Hügel von etwa 16 m Durchmesser und Trichtergruben (Mitteilung von Professor Schumacher), 3 Grabhügel bei Horrenberg, Amt Wiesloch (Akten), bei Mühlhausen, Amt Wiesloch, im Wald „Schleeberg" eine Gruppe von 10 Grabhügeln (Akten), im „Grossenwald" von Münzesheim an der Heidelsheimer Gemarkungsgrenze 2 Grabhügel, teilweise schon ausgegraben durch den Kaufmann Greiner (Akten), eine Gruppe von Grabhügeln liegt im „Ziegelbusch" zwischen Schatthausen, Oberhof und Meckesheim (Sinsh. Jahresb. X, S. 51). Wenn die Funde, die in der Nähe dieser Gräber beim Erdführen gemacht wurden und die im Besitz des Freiherrn v. Göler sind, aus diesen Hügeln stammen, was aber wenig wahrscheinlich ist, so scheinen sie, nach privater Mitteilung, in die Zeiten der Völkerwanderung zu gehören. Nach dem Sinsheimer Jahresbericht X S. 52 befinden sich in der Lusshardt unfern St. Leon, wo Saupferg- und Kaigartenallee zusammenstossen, 2 angebohrte und 5 unversehrte Grabhügel.

VI. Römische Zeit.

Die Periode von La Tène rechnet man bei uns bis zum Beginn der Römerherrschaft, sie gehört streng genommen nicht mehr ganz der prähistorischen Zeit an, denn in ihre letzte Zeit fällt schon mancher Lichtstrahl der geschriebenen Geschichte. Schon im Jahre 113 v. Ch. bekamen die Römer die Wucht der Eisenschwerter des wohl germanischen Stammes der Kimbern zu fühlen, etwa 50 Jahre später liess sich der suebische Heerkönig Ariovist mit seiner Gefolgschaft in Gallien nieder; seinem Reiche zwar machte im Jahre 58 v. Ch. Caesar durch einen

einzigen Sieg ein Ende, aber nicht alle germanischen Stämme kehrten mit ihrem König in die alte Heimat zurück; einzelne wurden von Caesar zum Grenzschutz auf dem linken Rheinufer angesiedelt und wurden in der Folgezeit treue Unterthanen und zuverlässige Bundesgenossen des römischen Reiches; es gehören zu diesen Stämmen die Triboker um Strassburg, die Nemeter bei Speier und die Vangionen bei Worms.

Seit Caesar bildete der Rhein vom Bodensee bis zur Mündung die Grenze des römischen Reiches, zu einer Erweiterung und grösseren Sicherung der Grenze kam es erst unter Kaiser Augustus, dessen Stiefsöhne Tiberius und Drusus 15 v. Ch. Rätien, Vindelicien und Noricum (die Ostschweiz, Tirol, Bayern bis zur Donau und Deutsch-Oesterreich) als Provinzen einrichteten und durch Strassen mit Italien verbanden. Die Germanen am Mittelrhein bis zur Elbe unterwarf Drusus in den Jahren 13—9 v. Ch. und die Unterwerfung vollendete sein Bruder Tiberius in den folgenden Jahren; Mainz und die Saalburg im Taunus wie im Süden Basel Augst (Augusta Rauracorum) und Augsburg (Augusta Vindelicorum) bildeten Stützpunkte der römischen Militärmacht; vor Drusus war der König Marobod mit seinen Marcomannen, früher am obern Main sesshaft, nach Böhmen zurückgewichen. Die Herrschaft der Römer über das Gebiet bis zur Elbe schien gesichert, da trat 9 n. Ch. mit der Schlacht im Teutoburger Wald ein Wendepunkt ein. Der Kaiser Tiberius verzichtete auf die Elbgrenze und begnügte sich, am Unterrhein im wesentlichen das linke Ufer besetzt zu halten; die Feldzüge unter Germanicus 14—16 n. Ch. änderten daran auf die Dauer nichts, der Kaiser Claudius (41—54) zog am Unterrhein alle Besatzungen auf das linke Ufer zurück.

Dagegen scheint am Oberrhein schon unter Augustus die Grenze über den Rhein bis zum hohen Schwarzwald und zur rauhen Alb vorgeschoben worden zu sein (Herzog, Bonner Jahrbücher Heft 102 S. 83 f.), wie durch Legionsziegel und den Ortsnamen Juliomagus (Schleitheim, Kanton Schaffhausen) bewiesen wird, am Mittelrhein blieb Mainz immer das grosse Legionslager und das römische Ausfallthor gegen die Chatten, gegen die Domitian (81—96) im Jahr 83 zog und gegen die dieser Kaiser den Grenzwall um den Taunus bis zum Main anlegte.

Das Gebiet zwischen Rhein und Neckar, das lange zwischen Kelten und Germanen strittig gewesen und infolgedessen sehr schwach bevölkert war (es hiess „Die helvetische Wüste"), wurde unter den Flaviern und ihren nächsten Nachfolgern förmlich in Besitz genommen; es sass hier keine einheitliche Bevölkerung, sondern es hatten hier teilweise Gallier, die sonst nichts zu verlieren hatten, den Besitz des Ackers und zahlten davon den Zehnten. Sie erwähnt Tacitus Germ. XXIX: non numeraverim inter Germaniae populos, quamquam trans Rhenum Danuviumque consederint, eos, qui decumates agros exercent: levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere. Mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur. Im Jahr 74 wurde eine Strasse von Strassburg nach Offenburg und von da durch das Kinzigthal nach Rottweil und weiter nach Rätien angelegt, um eine kurze Verbindung der Rhein- und Donauarmee herzustellen. Es muss also damals die Rheinebene und der Schwarzwald schon in röm. Besitz gewesen sein. Der Grenzschutz vom Main zum Neckar, der innere Limes, ist wohl eine Schöpfung des Domitian und seiner Nachfolger; (81—96); unter Trajan i. J. 100 wurde die Strasse von Mainz über Heidelberg-Bruchsal nach Offenburg angelegt, wohl in frühere Zeit geht zurück die Strasse von Strassburg über Rastatt, Mühlburg, Graben, Heidelberg nach Mainz; unter Hadrian wurde der äussere Limes, die Linie

Miltenberg-Walldürn-Osterburken-Lorch eingerichtet (Schumacher, Zur röm. Keramik etc. Heidelb. Jahrb. 1898). Hier erhielt sich die röm. Machtstellung bis zum Beginn des 3. Jahrh.; erst mit dem Auftauchen des german. Völkerbundes der Alamannen beginnt der ständige Krieg; sie wurden 213 von Caracalla und 236 von Maximin geschlagen. Als aber 253 die Rheinlegionen nach Italien zogen, um ihren Kaiser Valerian durchzusetzen, gingen die Franken über den Niederrhein und die Alamannen durchbrachen den Limes und eroberten das Land bis an den Rhein. Zwar drang Probus (276 bis 282) wieder bis zum Neckar vor, aber er erneuerte den Limes nicht, er begnügte sich die Rheingrenze zu sichern. So standen am Ausgang des 3. Jahrhunderts die Franken gegenüber Köln und die Alamannen gegenüber Strassburg und Basel.

Das röm. Germanien bildet bis etwa zum Jahre 90 keine eigentliche Provinz, sondern nur einen Militärbezirk unter zwei Legaten, von denen jeder mehrere Legionen kommandierte, ohne in seinem Bezirk völlig unabhängig zu sein. Im Notfalle konnte er seinem Kollegen Aufträge erteilen, und der musste ihm beistehen. Vor dem Jahre 90 bestand nur eine Germania, die ein Heeresbezirk der gallischen Provinzen war. Zwischen 82 und 90 wurden durch Domitian die 2 Provinzen Germania inferior und Germania superior eingerichtet, letztere mit den Legionslagern Mainz und Strassburg. (Riese, Corresp. d. Westd. Zeitschr. 1895, Nr. 65.) Das Grossherzogtum Baden fällt fast ganz in die Zehntlande, agri decumates, die einen Teil der Provinz Germania superior bildeten. An der Spitze der Provinz stand ein in Mainz residierender kaiserlicher Statthalter (legatus Augusti), der die höchste militärische und bürgerliche Gewalt ausübte, und der ausser den Legionen in Mainz und Strassburg die Cohorten und Abteilungen der Hülfstruppen befehligte, die am Limes die eigentliche Grenzbesatzung bildeten. In Mainz stand fast die ganze Dauer der römischen Herrschaft die Legio XXII Primigenia pia fidelis, deren Stempel am Grenzwall sehr zahlreich sind, in Strassburg die Legion VIII Augusta. Alles Land, das nicht einem bestimmten Stamm (z. B. den Suebi Nicretes, Neckarschwaben, an der Neckarmündung) in diesen ursprünglich schwach bevölkerten Landstrichen gehörte, wurde zunächst kaiserliche Domäne (saltus Caesaris) und gegen den Zehnten an Kleinpächter in Zeitpacht gegeben; zu diesem saltus des Kaisers kamen noch die Territorien der Kastelle und Lagerdörfer. Der Saltus zerfiel in Dörfer (vici), Komplexe von Höfen (casae) und Einzelhöfe (villae rusticae). Im hervorragendsten vicus, dem Vorort des saltus, war der Sitz der Gemeindebehörden. Mit dem Fortschreiten der Kultur wurde der saltus zur civitas, die römisches oder lateinisches Bürgerrecht erhielt, derselbe Fortschritt vollzog sich in den Territorien der Kastelle. Die Lagerdörfer, canabae, und die Wohnungen der Colonen wurden zum vicus, der vicus wurde womöglich einer civitas unterstellt, deren Behörde die Hoheitsrechte ausübte. Das Ackerland aber war jetzt nicht mehr Domäne, die den Zehnten, sondern ager privatus, der die Bodensteuer zu entrichten hatte. Die Bevölkerung der vici, aus den spärlichen Resten der alten Bewohner, gallischen Einwanderern und ausgedienten Soldaten bunt gemischt, waren Handel- und Gewerbetreibende, Bauern und Veteranen, denen man Land schenkte und die als röm. Bürger die privilegierten Bewohner des vicus bildeten. Jedenfalls behielt aber jedes Kastell das zunächstliegende Land in eigenem Besitz. (Herzog, Bonner Jahrbücher Heft 102.)

An der Spitze einer civitas standen 2 richterliche und 2 Polizei-Beamte, neben ihnen als Gemeinderat die decuriones oder magistri, eine angesehene Stellung hatte das Kollegium der seviri Augustales, ursprünglich zum Kult des Kaisers gegründet; auch zunftartige Vereinigungen

zu religiösen und anderen Zwecken und collegia von Handwerkern werden genannt. In Baden sind nur 2 civitates bekannt, die civitas Aurelia Aquensis mit dem Hauptort Aquae (Baden-Baden) für das Mittel- und Oberland und die civitas Sueborum Nicretum (nach Geh. Hofrat Zangemeister) mit dem Vorort Lopodunum (Ladenburg). An Namen von vici sind festgestellt der vicus Bibiensis (Sandweier a. d. Oos), Senotensis bei Wilferdingen und der vicus Nediensis (Neidenstein im Amtsbezirk Wiesloch); im benachbarten Württemberg bestand die civitas Alisinensis (bei Wimpfen). Die Zugehörigkeit des Kraichgaues, der etwa in der Mitte der drei Civitates von Baden, Ladenburg und Wimpfen liegt, ist unsicher, möglicherweise gehörte er allen dreien an.

Dass durch die grösste Armee des röm. Reiches, die Rheinarmee, Denk- und Lebensweise der einheimischen Bevölkerung gewaltig beeinflusst wurde, lässt sich leicht denken. (Hettner, Westd. Zeitschr. 1883.) Im Laufe der Zeit verschmolzen die grossen Militärlager mit den einheimischen Ortschaften zu einem Gemeinwesen, und die einheimische, ohnehin national gemischte Bevölkerung liess sich leichter und gründlicher romanisieren als das viel früher bezwungene Gallien. In religiöser Beziehung übten die Beamten, Offiziere, Soldaten und besonders die Veteranen einen mächtigen Einfluss aus. (Riese, Zur Geschichte des Götterkultes etc., West. Zeitschr. 1898 S. 1 ff.) Im 1. Jahrhundert verehrte die gebildete Bevölkerung einige officielle Staats- und Heeresgötter und in zweiter Linie einige einheimische Gottheiten, im 2. Jahrhundert ist die Zahl der röm. Gottheiten gross, auch der Kult des Mithras und des Genius loci (Schutzgeist des Ortes) und Genius Augusti gewinnt Verbreitung, nach Marc Aurel (181) wirkten die schon sehr barbarisierten Legionen auch auf den Kultus ein, die alten lokalen Götter kommen auch bei den besseren Ständen zu Ehren und treten neben die römischen und erhalten Votivinschriften und Denksteine. Die Hauptmasse der Bildwerke sind Nachahmungen röm. Vorbilder. Von Stettfeld stammt die bei Brambach, Baden unter röm. Herrschaft, abgebildete Reliefplatte, die Apollo, Minerva und Mercur darstellt, bei Bahnbrücken wurde ein Votivstein des Mercur gefunden, in St. Leon ein Altar der Minerva und des Heracles, gestiftet von einem Centurio der 24. Cohorte voluntariorum civium Romanorum, die Göttin Aericura (Brambach a. a. O.) gilt als Gemahlin des Dis pater, Fortuna als Göttin der Bäder ist in Walldürn, Schlossau und Jagsthausen nachgewiesen, ferner Sirona und mehrere Heeresgötter. Mithras hatte Kapellen in Neuenheim und in Osterburken. Besonderes Interesse erregen die Darstellungen der sog. Wochengötter und die Viergöttersteine (Haug, Westd. Zeitschr. IX und X und Wagner, Westd. Zeitschr. XIII. Köhl, Corresp. der Westd. Zeitschr. XIV Nr. 53.) Auf 4-, 6-, 8eckigen oder runden Steinsäulen befinden sich die sog. 7 Planetengötter, nach denen die Wochentage benannt sind, Saturn, Sol, Luna, Mars, Mercurius, Juppiter und Venus, es begann also die Woche mit dem Samstag. Solche Steine fand man bei Pforzheim, Jagsthausen, Neckarelz und Altripp etc. Mit ihnen zusammenzustellen sind die Viergöttersteine: auf viereckigen Steinsäulen erscheinen in Reliefdarstellung meist Juno, Mercur, Hercules und Minerva, seltener Apollo, Mars, Victoria und andere Gottheiten. Solche Steine (in Baden sind 23 gefunden), sowie die Säulen der Wochengötter waren nicht selbständige Denkmale, sondern dienten als Sockel für einen Gigantenreiter, einen sog. reitenden Jupiter, dessen Pferd eher von einem Giganten getragen wird, als dass er über den besiegten Giganten hinwegsetzte. Diese Darstellung wird von einigen als allegorische Darstellung der von der röm. Macht besiegten Germanenwelt erklärt, andere sehen in dem Jupiter den

germanischen Gott Donar und erklären die Denkmäler als Blitzsäulen für Errettung von Haus und Hof aus Blitzgefahr. Die richtige Deutung scheint noch nicht gefunden.

Einheimische Gottheiten in röm. Gewande sind die keltischen segenspendenden sog. Matronen, gewöhnlich in Dreizahl mit turbanartiger Kopfhaube dargestellt, schützende Ortsgottheiten mit örtlich verschiedenen Benennungen (Riese a. a. O. Ihm, Bonner Jahrb. Heft 83, Sieburg, Westd. Zeitschr. VII), zum Kreise der Matronen gehören auch die deae Quadrubiae, die Kreuzweggöttinnen; der Kult dieser Gottheiten war in Germanien und Gallien sehr verbreitet; Votivsteine derselben wurden in Neidenstein, Sandweier, Stettfeld und Ladenburg gefunden.

Echt gallisch sind auch die sog. reitenden Matronen, Reliefs der Epona, der Göttin der Pferde, Esel und Maulesel, die zwischen 2 Tieren steht und sie füttert, oder auf einem Tiere reitet; solche Darstellungen besitzen die Karlsruher Sammlungen je eine von Stettfeld und Büchig (Amt Bretten).

Viele der aufgefundenen Denksteine sind Grabmonumente von Soldaten oder Veteranen. Bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts wurden die Leichen auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Reste mit ihren Beigaben an Schmuck, Geschirr, Gerätschaften, Lämpchen, Glasfläschchen u. s. w. von den nächsten Verwandten in einer Urne von Thon, Glas, Marmor oder Metall geborgen und die Urne dann mit Erde bedeckt oder in einem Grabmal beigesetzt. Spät erst, bei uns vielleicht unter dem Einfluss des Christentums, begann man die Leiche mit ihren Beigaben in einem Steinsarg oder einer aus Ziegelplatten hergestellten Grabkammer beizusetzen. Die Aufschrift der Grabsteine nennt Namen, Stand und Alter des Verstorbenen und in der Regel auch die Namen derer, die das Monument errichten liessen; auch bildlicher Schmuck ziert manchen Grabstein. Römergräber hat man bei Durlach, Karlsdorf, Weiher, Stettfeld, St. Leon aufgefunden.

Eine vollständige Umwälzung durch die röm. Kultur erfuhr der Hausbau. Es bestanden zwar bei der einheimischen Bevölkerung die Grubenwohnungen, die Blockhäuser und leichten Hütten aus Lehm und Fachwerk ohne Zweifel noch fort, und sogar die meist nicht römischen Soldaten am Grenzwall blieben, wie Rinschheim und andere Kastelle beweisen, der einheimischen Wohnweise treu, daneben traten aber allenthalben die Steinbauten nach italischem Muster. (Näher, die baulichen Anlagen der Römer etc.) Grundrisse von städtischen Wohnhäusern sind in Deutschland nicht zu häufig untersucht, dagegen sind grössere und kleinere Bauernhöfe, villae rusticae, in grosser Zahl bekannt. (Schumacher, Röm. Meierhöfe im Limesgebiet, Westd. Zeitschr. XV und: Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes, Neue Heidelberger Jahrb. 1897). Solche Villen, wie sie z. B. bei Karlsdorf, Büchig (Amt Bretten), Flehingen, Wiesloch, Gondelsheim, Wössingen, Bahnbrücken nachgewiesen sind, liegen in der Regel nicht an, sondern in der Nähe der Heerstrassen am Abhang eines Höhenzuges, bei wasserreichen Wiesengründen in der Nähe einer guten Quelle. Sie verraten sich dadurch als landwirtschaftliche Anlagen, in denen Pächter hausten, die den Bodenzins zahlten, oder, näher am Limes, Veteranen, die einen Teil des Ertrags dem nächsten Kastell ablieferten und im Fall der Not zur Grenzverteidigung beigezogen wurden. Das ganze Hofareal war von einer Mauer oder einem Pallisadenzaun umschlossen. Die Front des Wohngebäudes bildet eine lange Querhalle, deren beide Enden von je einem, gewöhnlich über die Bauflucht vorspringenden, öfters wohl zweistöckigen turmartigen Viereck flankiert sind. Der untere Teil des linken vorspringenden Raumes enthält gewöhnlich

den gedeckten, gut verputzten, hellen und luftigen Keller mit seinen Nischen, Vorratsgefässen oder Weinfässern; eine Treppe oder eine sanft geneigte Rampe führt zum Keller hinab; der vorspringende Bau am andern Ende der Querhalle enthält im untern Stock in der Regel das Badezimmer. Hinter der Halle, die bei kleineren Anlagen auch als Wohnraum diente, befanden sich im und um den umschlossenen Wirtschaftshof ausser Wohnzimmern noch einige quadratische und rechteckige Gebäude: Stallungen, Remisen, Vorratshäuser. Von den Wohnzimmern waren 1 oder 2 auch heizbar. Das Baumaterial lieferten die Steine der Gegend und die mit grösster Sorgfalt gebrannten Ziegel, bei Büchig, Amt Karlsruhe, glaubt Herr Bonnet einen Kalkofen entdeckt zu haben. Den Fussboden bildete eine Gussschicht aus Cement mit eingestreuten Ziegelbrocken, öfters deckten auch Marmorplatten oder Mosaik den Fussboden, die mit Stuck überzogenen Wände sind z. B. in Wössingen mit gefälligen Freskomalereien geziert, die Stillleben in frischen und lebhaften Farben darstellen (C. Wagner, Veröffentl. d. Karlsr. Samml. II Taf. V). Die Doppelthüren bewegten sich in Zapfen und waren mit Schlössern versehen, Fensterscheiben aus grünlichem Glas sind nicht selten. Das leicht geneigte, solide Dach bestand aus den grossen und schweren Leistenziegeln, tegulae, die Leisten zweier zusammenstossenden tegulae waren durch imbrices, Hohlziegel, überdeckt, Ziegel in Dachlukenform schafften den Dachräumen Licht und Luft.

Das Klima nötigte die Ansiedler, gewöhnlich 1—2 Räume mit Heizvorrichtung zu versehen, die den italischen Badeanlagen entlehnt ist. Die Erwärmung geschieht durch heisse Luft, die unter den hohlen Fussboden geleitet wird; der hohle Raum wird durch 50—60 cm hohe aufgemauerte Pfeilerchen erzielt, auf denen die grossen Ziegel aufliegen, die den Estrich tragen. Auch in die Wände des Wohnraumes wird die heisse Luft bisweilen geleitet durch die tubuli, kleine viereckige Thonkästchen mit Löchern an den Schmalseiten, die sich genau decken und durch die die heisse Luft sich verbreitet; zugleich vermitteln sie den Rauchabzug. Der Ofen, praefurnium, wird mit Holz geheizt, die Flamme schlägt im Heizkanal über eine Zwischenwand, so dass nur geläuterte heisse Luft in die Zimmer gelangt. Solche Heizanlagen, Hypokausten genannt, sind in unserer Gegend mehrfach nachgewiesen, so in Wössingen, Stettfeld, Büchig. Die Badeanlagen der ländlichen Villen sind natürlich klein und halten keinen Vergleich aus mit den Bädern der grösseren Kastelle oder denen von Baden-Baden und Badenweiler, die ihrerseits selbst nur bescheidene Nachahmungen der grossen Badeanstalten der italischen Grossstädte sind. Als weitere Nutzbauten der Römer sind bei uns noch Wasserleitungen bekannt, sowie Brunnenfassungen und Anlagen von Brunnenstuben (Langenbrücken).

Das Mobiliar der Wohnungen war, wie es überhaupt dem Süden eigentümlich ist, spärlich; es wird in Bettstellen, Tischen, Stühlen und Kästen bestanden haben; die Fundstücke von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen bestehen aus Glas, den verschiedenen Metallen, besonders aber aus gebranntem Thon; Reste und vollständige Thongefässe von der verschiedensten Grösse und Form fehlen bei keiner röm. Ansiedlung, besonders geschätzt sind die aus der feinen röm. Töpfererde, terra sigillata, hergestellten Gefässe.

Die Civilbevölkerung des Landes, die zum teil in solchen villae rusticae ansässig war, wird auf ihrem gepachteten oder auch (bei Veteranen) unentgeltlich überlassenen Gute fast ausschliesslich Ackerbau und Viehzucht betrieben haben. Angebaut wurden die verschiedenen Kornfrüchte, Flachs, Obst und an bevorzugten Stellen auch Wein, die Viehzucht begünstigte das Schaf und das Schwein. Auch die Industrie wurde nicht vernachlässigt; ein Galmeiberg-

werk bestand, wie die Funde von entsprechenden Werkzeugen beweisen, bei Alt-Wiesloch. Von der grössten Bedeutung aber war die Töpferindustrie.

Die Fabrikation der mit dem nichtantiken, von den Reliefiguren gebildeten Namen terra sigillata bezeichneten Gefässe, beginnt und verschwindet mit der römischen Herrschaft. (Dragendorff, Terra sigillata. Bonner Jahrb. Heft 96). Es sind das Gefässe aus feinem Thon in roter Farbe mit feiner Glasur, sehr sorgfältig gearbeitet und sehr hart gebrannt, deren scharfe und eckige Profile wohl auf ursprüngliche Nachahmung von Metallgefässen hinweisen. Die Verzierung auf der Aussenseite der grösseren Gefässe geschah durch Einritzen mit dem Rädchen, oder durch Einschneiden mit dem Kerbmesser, oder durch Aufspritzen mittels eines Trichters (Verzierungen aus einer zähflüssigen Thonmasse), oder durch Auspressen mittels eines Modells. Die Ornamente wurden im letzten Fall durch Stempel in die Innenseite einer noch weichen dickwandigen Modellschüssel eingedrückt, diese Schüssel dann gebrannt und in ihr das Gefäss geformt, das sich durch Trocknen so weit zusammenzog, dass es aus der Form genommen werden konnte; Fuss und Rand des Gefässes wurden ohne Form hergestellt. Das Hauptkennzeichen aber ist die feine rote Glasur, die bei den verschiedenen Thonsorten immer die gleiche bleibt, deren Herstellung noch heute nicht wieder gelungen ist. Viele dieser Gefässe tragen auf der Aussen- und Innenseite die Stempel der Fabrikherren oder der Töpfer, Namen mit den Zusätzen F, FE, FEC = fecit oder O. OF = officina oder M. S. = manu sua. Die Fabrikation dieser feinsten röm. Töpferwaren gelangte in den Provinzen zu hoher Blüte und weiter Verbreitung, einer der bedeutendsten Fabrikorte war Rheinzabern in der Pfalz (Tabernae Rhenanae), in Baden bestanden Töpfereien in Riegel am Kaiserstuhl und bei Heidelberg; erst vor wenigen Wochen wurde ein weiterer Brennofen in Neuenheim entdeckt.

In grossem Umfang muss auch neben der Thätigkeit der Steinmetzen für Bauten wie für die zahlreichen, oft mit bildlichen Darstellungen versehenen Votiv- und Grabsteine, die Ziegelfabrikation für Bauzwecke betrieben worden sein; für militärische Bauten brannten die Truppenteile selbst die Ziegel, denen sie ihre Legions- oder Cohortenstempel aufdrückten; Ziegel mit dem Privatstempel L P L wurden in Karlsdorf und Stettfeld gefunden. Die Fabrikation von Hohl- und Tafelglas ist für die Rheinlande erwiesen, bei uns bis jetzt nicht; die feineren Glaswaren sind jedenfalls Import aus Italien oder dem Orient. Dagegen entstammen die gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände aus Eisen jedenfalls einheimischen Eisenschmelzen und Schmieden, wie auch die gewöhnlichen Fibeln und Nadeln aus Bronze im Lande hergestellt wurden, während die feineren Erzeugnisse des Kunsthandwerks vom Ausland kamen und in Verbindung mit den zahlreichen Münzfunden den lebhaften Handelsverkehr mit den alten Kulturländern beweisen. Dass die Handwerker sich teilweise zu Zünften und Genossenschaften zusammenschlossen, lehrt die Inschrift der Bauzunft in Baden-Baden, die Zangemeister als vom Zunfthaus der Zimmerleute herrührend erkannte, das um 200 die Stadt Baden dieser Genossenschaft errichtet hatte, sowie das Denkmal, das die Schiffergilde der Alb in Ettlingen dem Neptun errichtete. (Corpus Inscriptionum Rhenanarum 1661 und 1678).

An röm. Strassen sind im Kraichgau bis jetzt sicher nachgewiesen die wohl schon unter den Flaviern angelegte, von O. Ammon entdeckte Heerstrasse Strassburg-Rastatt-Mühlburg-Graben-Heidelberg, ferner die nach einem Meilenstein in Bühl um das Jahr 100 gebaute Bergstrasse

deckt sich wesentlich mit der heutigen Strasse Durlach-Bruchsal-Heidelberg, nur verläuft sie bei Durlach mehr geradlinig, wie sie auch Stettfeld, Wiesloch und Nussloch zur Rechten liegen lässt. Bei Stettfeld und Wiesloch kreuzen sich mit dieser Strasse die Querstrassen, die die Verbindung der Kastelle Böckingen (Heilbronn) und Wimpfen mit Speier herstellten. Die südliche dieser Strassen läuft von Speier über Alt- und Neulussheim nach Stettfeld-Neuenbürg-Landshausen-Böckingen, die nördliche von Speier über Alt- und Neulussheim-Reilingen-Dornmühle-Wiesloch-Horrenberg-Wimpfen. Dass daneben noch andere Strassen für den Lokalverkehr bestanden haben, ist natürlich.

Verzeichnis der röm. Ansiedlungen und Fundstätten.

1. Büchig, Amt Karlsruhe. Nördlich vom Ort am „alten Bach“ vermutet Herr Bonnet einen röm. Kalkofen (Akten des Gr. Konservators).

2. Blankenloch. Herr Bonnet entdeckte 1897 an der Strasse nach Weingarten röm. Baureste und ebensolche Reste im Grossh. Park westlich von Blankenloch am „Bürgelbrunnen.“ (Akten.)

3. Stafforth. Näher, Die baulichen Anlagen etc. S. 19, vermutet hier eine röm. Ansiedlung. Funde: Gefässe und Scherben mit den Töpfernamen Domitianus, Iucundus. (Schriften des bad. Altertumsvereins 1846 S. 241.)

4. Karlsdorf, früher Alteburg. Zwei röm. Villen, eine grössere in den „Heimenäckern“ (Heuneäckern), eine zweite im „Brühl“ wurden von Schumacher 1896 untersucht. Funde: Mauerreste, Scherben von Urnen, Ziegel, einer mit dem Privatstempel L. P. L., der sich auch in Stettfeld fand. Nördlich von der Station zwischen den Gewannen „Neureuthe“ und „Ochsenstall“ etwa 6 römische Gräber. Der sog. Bürgerweg über Forst-Weiher nach Stettfeld, der bei Weiher „Heerstrasse“ heisst, scheint röm. Ursprungs zu sein. (Prof. Schumacher.)

5. Graben. Fundamentreste, vielleicht röm. Ursprungs, wurden von Herrn Ammon festgestellt (Karlsruh. Zeitung 1885 Nr. 47 Beilage), Röm. Münze von Constantin II. (Bissinger, Funde röm. Münzen im Grossherzogtum Baden. Progr. Donaueschingen 1887 und 88.)

6. Weiher. Gegenüber den „Grafenäckern“ nordwestlich der Heerstrasse, noch auf Forster Gemarkung, wurden röm. Gräber gefunden, röm. Mauerwerk und Ziegel in den Sandgruben gegen Langenbrücken. (Schumacher.)

7. Kirrlach. 1/4 Stunde nördlich vom Dorf sollen nach Mitteilungen des Bezirksförsters Bayer röm. Gräber mit Thongefässen und einer Münze von Antoninus Pius gefunden worden sein. (Akten.)

8. St. Leon. 1861 fand man auf dem „Speierer Grün“ röm. Gemäuer, Ziegel, Schlüssel und Schloss, einen Löwenkopf und einen Stein mit der Inschrift TANTIS FILIVS. Von St. Leon stammt ein Altar, der von einem Centurio der Coh. XXIV, V. C. R. der Minerva und dem Hercules geweiht ist. Die Ansiedlung wurde durch Prof. Schumacher festgestellt. Drei röm. Münzen. (Bissinger, Trümmerstätten etc. und Münzfunde.)

9. Walldorf. Hier in der Nähe des Schnittpunktes zweier röm. Strassen, scheint eine grössere Ansiedlung, vielleicht ein Vicus gewesen zu sein. Südwestlich vom jetzigen Dorf fand man ausgedehnte Mauerreste, Ziegelstücke, Scherben, Stempel der XXII. Leg., Schüssel von terra sigillata mit dem Stempel Attilius, eine eiserne Kuhglocke, Beschlägstücke, Nägel, Klammern, Messer und Messergriffe, Reste von Glasgefässen, eine Bronzefibel aus dem

1. Jahrhundert n. Ch., 25 röm. Münzen von Vespasian-Magnentius. (Sinsh. Jahresb. III S. 50 ff. Westd. Zeitschr. 1897, S. 327. Bissinger, Münzfunde.)

10. Wössingen. Auf den „Steinmäuerles Aeckern“ im Gewann „Im Meel“ und in den „Frühmessgärten“ wurden 1893 und 94 ansehnliche Reste von röm. landwirtschaftlichen Gebäuden und einer grossen, reich ausgestatteten Villa ausgegraben und die Resultate von Geh. Rat Wagner im II. Heft der Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins S. 19 ff. publiciert. Im Keller des landwirtschaftlichen Gehöftes fand man ausser einer Münze von Septimius Severus vom Jahr 195 und 30 grösseren und kleineren Gefässen aus Thon und terra sigillata und Bruchstücken von 40—50 solcher Gefässe, noch zahlreiche Metallgeräte, eine Sichel, ein eigenartiges Küchengerät, wohl für Eierspeisen, Beile, Messer, Kuhglocken, Nägel mit Bronzeköpfen, Reste von Bronzegefässen und den Kopf einer Bronzestatuette; in einem Gebäude in der Nähe des Kellers fand man die Reste einer Handmühle, eine eiserne Maurerskelle, eiserne Eimerhenkel, eine eiserne Kette, 1 Bronzenadel und einen Spinnwirtel aus Thon. Aus der umfangreichen Villa in den Frühmessgärten stammen wohlerhaltene Reste von Freskogemälden, Hypokaustenpfeiler von rotem Sandstein, Heizröhren, ein grosser Kübel aus Eichenholz mit 2 starken eisernen Reifen, gefüllt mit weissem Kalk, zahlreiche Gefässreste aus gewöhnlichem Thon und terra sigillata, letztere teilweise mit Reliefverzierungen und Stempeln, Nägel, Haken, Messer, eine eiserne Pfeilspitze, das bronzene Beschläg einer Dolchscheide, ein vergoldeter Bronzebuchstabe T.

11. Jöhlingen. In den „Steinäckern“ entdeckte Herr Bonnet eine ausgedehnte röm. Niederlassung (Akten). Schon früher war hier eine Bronzeschüssel gefunden worden. (Bissinger Trümmerstätten.)

12. Bretten. Im „Hässloch“ befinden sich Reste eines von Stadtrat Wörner ausgegrabenen röm. Gebäudes. Funde: Ziegel, Legions- und Cohortenstempel (?), Gefässe, Münzen (Akten). In den Karlsruher Sammlungen sind von Bretten 1 bronzene Sonde, ein Messer, 11 Münzen von Domitian bis Severus Alexander. (Bissinger.)

13. Weingarten. Römische Gebäudereste fand Herr Bonnet im „Brettener Grund“, ferner an der Strassengabelung gegenüber der Porzellanfabrik, endlich röm. Mauern bei der obern Mühle im Ackerfeld. (Akten.)

14. Gondelsheim. Ein röm. Kellergeschoss mit rundem steinernem Tisch (Sinsheimer Jahresb. VIII S. 84), Gefässe von Thon und terra sigillata, Glasgefässe, 2 Schlüssel, Reste einer Schwertklinge, 2 Aexte, Nägel u. s. w., 1 Münze der Faustina.

15. Büchig, Amt Bretten. Schon 1846 entdeckte man „in der Fürt“ die Reste einer ziemlich umfangreichen röm. Niederlassung, (Feigenbutz, Der Kraichgau, S. 106) und fand Gefässe von Thon, terra sigillata und das Steinrelief einer Matrone zu Pferd. 1891 bei der Strassenverlegung Büchig-Neibsheim untersuchte Schumacher ein remisenartiges Bauwerk, in dessen Nähe auch Spuren des Hauptgebäudes der landwirtschaftlichen Anlage sich zeigten. Ziegelstücke und Hypokaustenkacheln, eine grosse Amphora und zahlreiche Reste von Thongefässen, Glas, ein röm. Eisensporn waren die bemerkenswertesten Fundstücke. Vom „Schlossbuckel“ stammt ein eiserner Brennstempel A. S. (Zangemeister, Westd. Zeitschr. XI S. 307.) Röm. Münze von Gallienus. (Bissinger.)

16. Obergrombach. Hier wurde neuerdings durch Grabungen des Herrn Bonnet eine römische Villa nordöstlich vom Orte festgestellt.

17. Flehingen. Im Kraichthal, Gewann „auf der Herdten“ wurden beim Bahnbau 1877 3—6 m tief Mauerreste, Knochen, Gefässe gefunden. (Feigenbutz, Der Amtsbezirk Bretten S. 18. Näher a. a. O. S. 19.)

18. Bahnbrücken. 1854 kam man im Walde „Eselsschinder“ auf weit sich erstreckende Mauerreste, ausser Topfscherben fand man das Fragment einer Statue und einen Votivstein des Mercurius. (Generalbericht des bad. Altertumsvereins S. 69. Corpus Inscr. Rhen. 1693.)

19. Zwischen Menzingen und Neuenbürg wird ein röm. Gebäude vermutet. Im Volk geht die Sage von einem Kloster, das hier gestanden habe. (Mitteilung von Prof Schumacher.)

20. Stettfeld. Hier, am Kreuzungspunkt zweier Römerstrassen bestand wie bei Walldorf eine grössere Ansiedlung, die zum Teil wohl auch durch das Dorf überbaut ist. An der Strasse gegen Ubstadt, beim „Schwedenbrunnen“, in den „Hecken“, im „Dorfgraben“, auf dem Friedhof, in verschiedenen Gärten fand man röm. Mauerwerk, Hypokaustenanlagen, Heizröhren, Ziegel mit dem Stempel L. P. L., Reste einer Handmühle, Fragmente einer Säule und eines runden Steintisches, Akroterienstücke mit relifierten Voluten, einen Altarstein mit der Inschrift: I. H. D. D. (in honorum domus divinae) deabus quadrubis Ursinus Coccei (filius?) et Cassii coniunx Ursinia Gaiani (filia?) ex voto posuerunt. Dazu ein Steinrelief, das Apollo, Minerva und Mercur darstellt (abgebildet bei Brambach a. a. O.), das Relief einer reitenden Matrone, 2 Steinreliefs mit Matronendarstellungen, grosse und kleine Thongefässe und zahlreiche röm. Münzen von Nero bis Philippus Arabs. (Feigenbutz S. 231. Neue Bad. Landeszeitung 1866 vom 17. Dezember. Baumann, Röm. Denksteine und Inschriften Nr. 22—26, Korrespond. d. Westd. Zeitschr. 1884 Nr. 71. Bissinger, Münzfunde.)

21. Langenbrücken. Unterhalb der Station am Abhang gegenüber dem ersten Bahnwartshaus entdeckte man 1880 eine röm. Brunnenstube mit 4 Steinplatten als Seitenwände und geplatteter Sohle. Funde: Ziegel, Thonscherben, Münzen von Hadrian (Akten). Im Feld hinter dem Badhaus wurde nach der Neuen Bad. Landeszeitung 1866 vom 17. Dezember röm. Mauerwerk entdeckt und eine Münze der Faustina gefunden.

22. Oestringen. 1886 fand man auf dem Friedhof röm. Ziegel und Kaminsteine, 1888 ebenda einen Aschenkrug; früher 2 Schwerter, 2 Thongefässe. (Akten.) 1 Münze von Antoninus Pius.

23. Wiesloch und Altwiesloch. Am Schnittpunkt der Römerstrassen bei der Dornmühle wurden 1896 durch Prof. Schumacher mehrere Gebäudereste und zwar die wohlerhaltenen Keller mit Lichtlucken und Nischen ausgegraben. Ein Keller hatte in der Mitte eine 1 m breite runde Grube als Feuerstelle und um dieselbe an der Wand eine bankartige Erhöhung. (Schumacher, Fundberichte aus Schwaben 1897, V. Jahrgang S. 32.) Krügchen, die früher in der Nähe gefunden wurden, lassen auf röm. Gräber schliessen. 1897 fand man 2 frührömische Urnen mit verbrannten Knochen in der Nähe der neuen Thonfabrik. Im „Hessel“, einer Berghöhe bei Wiesloch, bestand ein römisches Galmeibergwerk, in dem man noch Bergmannsgeräte vorgefunden hat. Ausserdem verzeichnet der Sinsheimer Jahresb. I S. 46 Gefässe von terra sigillata und Glas. 71 Münzen von Octavian bis in d. Constantinische Zeit zählt Bissinger auf.

Römische Einzelfunde, die an sich keine Niederlassung oder Grabstätte bedingen, ergaben folgende Orte:

1. Bruchsal. 7 röm. Münzen von Nero-Valentinian (Bissinger).

2. Hambrücken. Nach den Akten des Gr. Konservators fand man etwa 1850 auf einem Wiesenstück mitten in einem benachbarten Wald einen Kopf von grauem Sandstein (Juno?). Auch sollen Reste von Backsteinen mit gewissen Linien gefunden worden sein.

3. Huttenheim. In einem Hügelgrab wurden röm. Dachziegel gefunden. (Wagner, Hügelgräber, S. 35.) 2 röm. Münzen. (Bissinger.)

4. Kronau. Fund: Eine Münze des Antoninus Pius.

5. Menzingen. In einem Garten mitten im Orte fand man 1891 einige Urnen, die zerschlagen wurden, und ein gläsernes Thränenfläschchen. (Akten).

6. Mingolsheim. Eine Münze des Antoninus Pius. (Bissinger.)

7. Münzesheim. Ein Thonkrug und 4 röm. Münzen. (Bissinger.)

8. Neibsheim. Eine Münze des Severus. (Bissinger).

9. Neudorf. Eine Münze des Vespasian. (Nopp, Geschichte der Stadt Philippsburg, S. 8.)

10. Oberöwisheim. Eine Münze des Marc Aurel. (Bissinger.)

11. Odenheim. Ein wohl zufällig hierher verschleppter römischer Altar und 2 Münzen. (Akten.)

12. Philippsburg. 23 röm. Münzen vom Jahr 89 v. Ch. bis Magnentius. (Bissinger.)

13. Wiesenthal. Eine Goldmünze des Nero. (Bissinger.)

Anhang.

Flurnamen aus den Bezirken Bruchsal, Wiesloch und Bretten, die von geschichtlicher Bedeutung sein können.

Die Flurnamen, die zu einer Zeit entstanden sind, als viele jetzt verschwundene Bauwerke teilweise noch aus dem Boden hervorragten, sind oft geeignet, dem Forscher einen Fingerzeig zu geben, wo er den Spaten anzusetzen hat. Die folgende Zusammenstellung ist den Gemarkungsplänen entnommen, die aber manche besonders bezeichnende Benennung nicht anführen. So befindet sich die eine der röm. Villen bei Wössingen in den „Steinmäuerles Aeckern“; aber dieser sprechende Name findet sich auf dem Gemarkungsplan von Wössingen nicht. Andere Benennungen sind auf den Karten sehr entstellt wiedergegeben, z. B. bei Karlsdorf „Heimenäcker“ statt „Heunenäcker“ = Aecker der Hünen oder Riesen. Denn als Werke von Riesen kamen den Germanen die stattlichen röm. Bauten vor, die sie zu errichten nimmer imstande gewesen wären. Die folgende Zusammenstellung enthält Flurnamen, die zum Teil vielleicht auf Anlagen in vorrömischer und römischer Zeit hinweisen könnten.

I. Amtsbezirk Bruchsal.

Bruchsal: Zieglerweg, Kammern, Steinberg, Steinäcker.
Büchenau: Steingebiss.
Forst: Burgweg. Zieglerweg. Schelmenlache.
Hambrücken: Heiden-Richtweg. Hofäcker. Kalkofen. Kuhstall.
Heidelsheim: Kalkofen. Hühnerberg. Furth. Haag. Eselsbrückle. Altenberg.
Helmsheim: Römeracker. Steingrund. Mauerwiesen.
Huttenheim: In der Mauer.
Karlsdorf (Altenburg): Heimenäcker. Schlosswiesen.
Kirrlach: Oberes-, Unteres Schänzel. Hühnerlöchel. Alte Strasse. Ziegelwiese. Haiden.
Kronau: Alte Strassenäcker. Schelmenäcker. Althäuser. Schelmenwald. Blattenäcker.
Langenbrücken: Schlossäcker. Hertweg. Kalkofen. Maueräcker. Mauerwiesen.
Mingolsheim: Steinig. Hünerberg. Kalkofen. Römersbründel.
Neudorf: Häuseläcker.
Neuenbürg: Steinesäckerle. Schlossacker. Beim Weiherweg. Hundsrücken.
Neuthard: Steinacker.
Obergrombach: Steinhaufen. Heidenäckerle. Maierle. Richtstättel.
Oberhausen: Hägenich. Hühnerheck. Alte Strasse.

Oberöwisheim: Burggarten. Hasselter. Hegenich. Hinterm Alten Schloss. Hühnerberg. Pfannenstrasse. Schafscheuer. Altenweg. Schelmengrund. Siegenbrunnen.

Odenheim: Mauer. Mauerwiese. Badstubenwiese. Häuselberg.

Oestringen: Steinacker. Hofacker. Hofgarten. An der hohen Strasse. Alterberg. Altenthal. Hohe Strasse.

Philippsburg: Altenäcker. Im Steingebiss. Götzenfeld.

Rheinhausen: Steinwiesen. Im Stein. Hühnerhorst.

Rheinsheim: Hahnenpöl. Steingebötz. Herdstrasse. Steinlach.

Stettfeld: Althäuser. Am Herdweg. Herdstrasse. Steinig.

Ubstadt: Häuser. Rosshäuser. Steinacker. Hühnerberg. Hofäcker. Altenberg.

Unteröwisheim: Heerstrasse.

Weiher: Heerstrasse. Alte Häuser. Ziegelberg. Hahnenäcker. Burggärten.

Wiesenthal: Oberschelmenheckenweg. Viehtrieb. Haagweg. Eselsfeld.

Zeuthern: Steinacker. Altacker. Altenberg. Hasselhecke. Kalkgrube. Römerweg oder Hohe Strasse. Rennweg.

2. Amtsbezirk Wiesloch.

Wiesloch und Altwiesloch. Am Strässle. Hägenich. Ziegelwiesen. Häuseläcker. Hessel. Steinloch.

Baierthal: Steinteich. Schelmenteich. Steinerslöhle.

Balzfeld: Steinäcker.

Dielheim: Ziegelbuckel. Steinwiesen. Steinhausengründle.

Horrenberg. Alte Strasse. Schelmenbrüchel. Strassenbrunnen.

Malsch: Alte Berg. Hahnenberg.

Mühlhausen: Am Ziegelgarten. Schelmenberg, Geheg. Heiligenstein.

Rauenberg: Hahnenäcker. Steinäcker. Strässel.

Rothenberg: Hahnenberg. Steinwiesen. Schelmenäcker. Steinbüschel. Im Schelmenberg.

Rettigheim: Ziegelbusch. Ziegelberg. Hahnenberg. Steinäcker.

Roth: Häuseräcker.

St. Leon: Heerdweg. Häuserberg. Häuserpfad. Strässelweg.

Thairnbach: Steinäcker. Hoher Rain. Baierberg.

Walldorf: Steinerne Mauer.

3, Amtsbezirk Bretten.

Bahnbrücken: Eselsschinder. Heiligenberg. Alteberg.

Bauerbach: Heimergrund. Kalkofen. Hänselsklamme.

Bretten: Hässloch. Schelmengrube.

Büchig: Fürth. Burgstädtle. Schlossbuckel. Häuselsklamme.

Diedelsheim: Schatzäcker. Steinäcker. Ziegelacker.

Dürrenbüchig: Höhlingweg. Steinberg.

Flehingen: Goldgrube. Hühnerberg. Auf der hohen Strasse. Götzenberg. Götzengrund. Hahnfeder.

Gochsheim: Die hohe Strasse. Eselsschinder. Steinbrunnen.

Gölshausen: Steinäcker. Schüsseläcker.

Menzingen: Steinweg. Burgstädtle. Im Heidendampfle. Steingebiss. Im Schänzle.

Münzesheim: Hühnerbüschle. Steinweg. Im Hagen. Heerstrasse. Schelmenäcker. Im Häusle. Häuslebruch.

Neibsheim: Schelmenberg. Steinhälde.

Nussbaum: Scharrenäcker.

Oberacker: Die hohe Strasse. Steinäcker.

Rinklingen: Steinäcker. Steingasse. Schelmengrube.

Ruith: Ober den Häusern. Steinhälde. Datzhäuser.

Sickingen: Götzenrain. Steinbrunnen.

Spranthal: Steinige Aecker.

Stein: Bürgig. Heimbronn. Hagsberg.

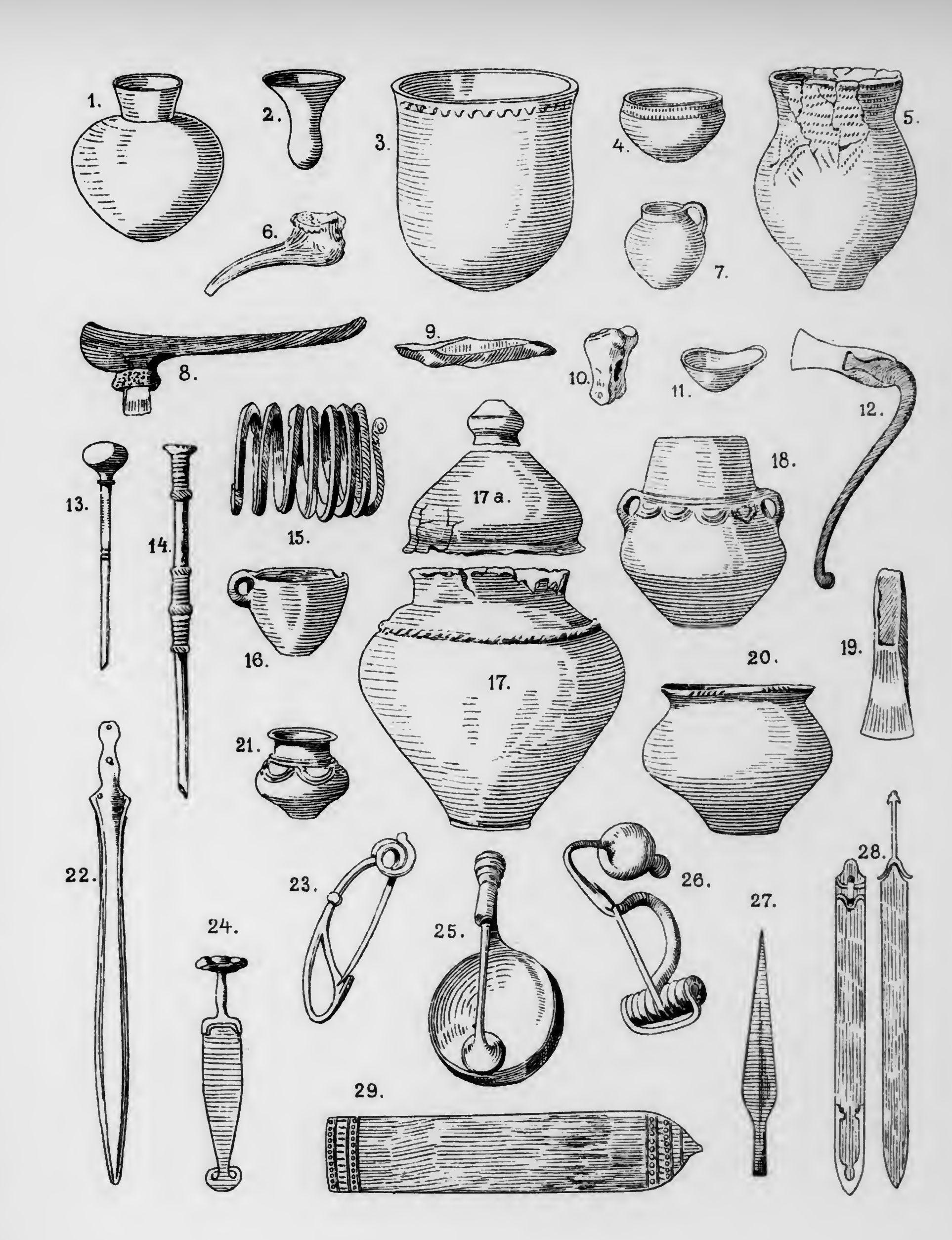
Wössingen: Heineräcker. Hühnerberg. Herdweg. Steinmäuerlesäcker.

Zaisenhausen: Heimengrund. Hegenich. Häuselshaus. Auf der hohen Strasse. Hühneräcker. Götzenrain.

Erklärung der Tafel.

1. Vorratsgefäss vom Michaelsberg.
2. Tulpenförmiger Becher vom Michaelsberg.
3. Vorratsgefäss vom Michaelsberg.
4. Schüssel vom Michaelsberg.
5. Thongefäss mit Schnurornament aus einem Grabhügel von Gemmingen.
6. Hirschhornwerkzeug vom Michaelsberg.
7. Henkelkrug vom Michaelsberg.
8. Steinbeil mit Hirschhornfassung im Schaft.
9. Feuersteinwerkzeug vom Michaelsberg.
10. Durchbohrter Fusswurzelknochen vom Michaelsberg.
11. Schäpfchen vom Michaelsberg.
12. Schaftlappenkelt mit Stiel.
13. Bronzenadel von Huttenheim.
14. Bronzenadel vom Urnenfeld bei Huttenheim.
15. Spiralarmband vom Urnenfeld bei Huttenheim.
16. Schale vom Urnenfeld bei Huttenheim.
17. und 17a Grosse Thonurne, (Thonschüssel und Thonbecher auf einander gestülpt) vom Urnenfeld in Oftersheim.
18. Henkelgefäss vom Urnenfeld bei Huttenheim.
19. Absatzkelt.
20. Urne vom Urnenfriedhof bei Huttenheim.
21. Thonbecher vom Urnenfriedhof bei Huttenheim.
22. Bronzeschwert von Huttenheim. Einzelfund.
23. Mittel-La Tènefibel
24. Eisendolch von einem Grabhügel bei Salem. (Hallstattzeit).
25. Paukenfibel von einem Grabhügel des Gemeinmärker Hofes bei Allensbach.
26. Früh-La Tènefibel vom Grabhügel bei Huttenheim.
27. Eiserne Speerspitze, (La Tène.)
28. Mittel-La Tèneschwert.
29. Gürtelblech aus Bronze von einem Grabhügel bei Huttenheim.

(Abb. 1—4, 6, 7, 9—11 sind dem I. Heft des Karlsruher Altertumsvereins entnommen, 5, 14, 15—18, 20, 21, 24—26, 29 Wagners Hügelgräbern, 13 und 22 dem Photographie-Album der praehistorischen Ausstellung in Berlin 1880, Sektion VII Tafel 10 und 11.)



SPEIER
GERMERSHEIM
Philippsburg
WIESLOCH
BRUCHSAL
BRETTEN
KARLSRUHE
DURLACH
MAULBRONN
RHEIN STROM
HARDT WALD

Stadt · Dorf · Hof, Haus · Kirche, Kap. · Schloss · Forsthaus · Mühle · Ruine

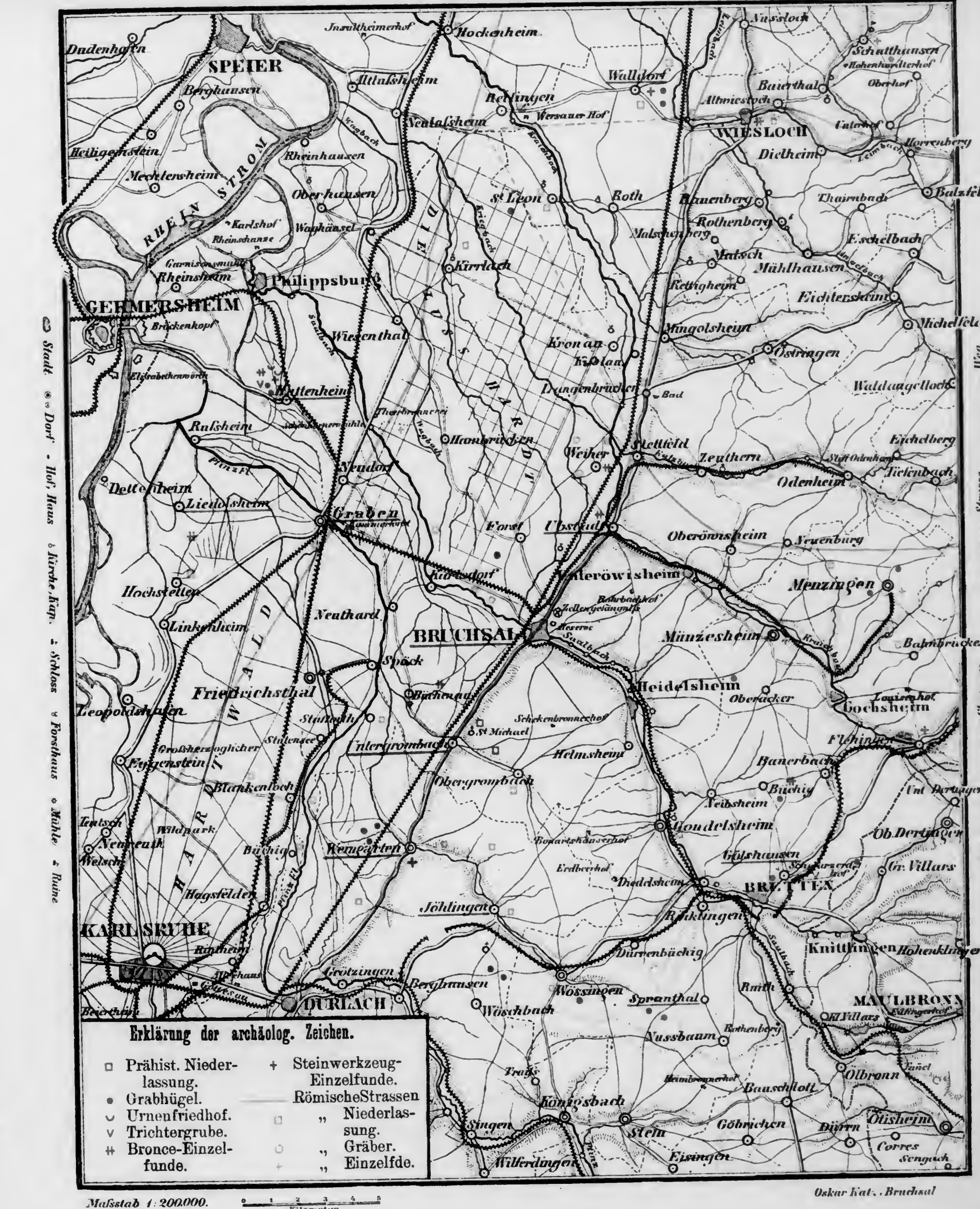
Weg · Strasse · Chaussee · Eisenbahn

Erklärung der archäolog. Zeichen.

- □ Prähist. Niederlassung.
- ● Grabhügel.
- ᴗ Urnenfriedhof.
- v Trichtergrube.
- # Bronce-Einzelfunde.
- + Steinwerkzeug-Einzelfunde.
- —— Römische Strassen
- □ „ Niederlassung.
- ○ „ Gräber.
- + „ Einzelfde.

Maßstab 1:200000.
0 1 2 3 4 5
Kilometer

Oskar Katz, Bruchsal


SPEIER
GERMERSHEIM
Philippsburg
WIESLOCH
BRUCHSAL
KARLSRUHE
DURLACH
BRETTEN
MAULBRONN
RHEIN STROM
Hockenheim
Walldorf
Graben
Friedrichsthal
Heidelsheim
Münzesheim
Menzingen
Grötzingen
Wössingen
Königsbach
Singen
Stein
Ölbronn
Ötisheim
Knittlingen
Erklärung der archäolog. Zeichen.
Prähist. Niederlassung.
Grabhügel.
Urnenfriedhof.
Trichtergrube.
Bronce-Einzelfunde.
Steinwerkzeug-Einzelfunde.
RömischeStrassen
„ Niederlassung.
„ Gräber.
„ Einzelfde.
Stadt
Dorf
Hof, Haus
Kirche, Kap.
Schloss
Forsthaus
Mühle
Ruine
Weg
Strasse
Chaussee
Eisenbahn
Maſsstab 1:200.000.
0 1 2 3 4 5
Kilometer
Oskar Kat., Bruchsal

Verzeichnis der Ortsnamen.

Berichtigungen.

Seite 9 Zeile 14 von unten lies statt „die sogenannten geschweiften Becher“: „die tulpenförmigen Becher“, denn die eigentlichen geschweiften Becher entbehren nicht des Standbodens.
Seite 11 Zeile 7: in „mehreren Gräbern“ statt in einem Grabe.
Seite 11 Zeile 10: Die Bestattung scheint „vielfach“ in der Wohnstätte u. s. w.
Seite 16 Zeile 3: um 1887 kam eine 6. Bestattung hinzu „und neuerdings noch eine weitere.“
